JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES DER ISRAELITISCHEN KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

28. JAHRGANG / NR. 123 חנוכה תשע"ד DEZEMBER 2013

EDITORIAL

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Während dieses CHANUKKA-HEFT von der Redaktion produziert wird und ich mein EDITORIAL dafür schreibe, laufen jetzt, Anfang November, in vielen Städten und in jüdischen Gemeinden die letzten Vorbereitungen für die Gedenkfeiern zur Erinnerung an die Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938. „Es war die Katastrophe vor der Katastrophe“, erklärte **Professor Raphael Gross**, Direktor des Jüdischen Museums in Frankfurt, in diesen Tagen in einem Zeitungsinterview. Neben den Brandstiftungen in unseren Synagogen und den Einrichtungen der jüdischen Gemeinden, neben den Zerstörungen von Wohnungen, Häusern und Geschäften von Juden, neben den unzähligen Verhaftungen und Deportationen von jüdischen Menschen war der 9. November auch der Auftakt zu einer gewaltigen Raubaktion von jüdischem Eigentum. Der enorme Kunstschatz, über den die Medien gerade ausführlich berichten, 1400 Bilder und Kunstwerke, von den Nazis gestohlen und bis vor kurzem in München versteckt, auch dieser Kunstfund wirft ein weiteres Licht auf Enteignung und Massenraub.
Vorausgegangen war die systematische Erfassung von sämtlichen Vermögenswerten. Aber nicht nur ihre Bankkonten, Immobilien, ihren Schmuck und ihr Bargeld mussten die Juden angeben, auch ihre Möbel, die Bilder, die Bücher und Haushaltsgegenstände kamen auf die „Vermögenslisten“. Die Nazis hatten also die besten Unterlagen für den Diebstahl jüdischen Eigentums. Sie wussten genau, was die dann ausgeplünderten Menschen besaßen und wo sich ihr Eigentum befand.
Auch diese Erfahrungen führten bei uns in der Bundesrepublik zu einem relativ guten Datenschutz, zu einer ausgeprägten Sensibilität und zu einer großen Skepsis von vielen Menschen gegenüber den Ausspähungen ihrer persönlichen Daten auch von Geheimdiensten.
Die jüdische Bevölkerung im Nachkriegsdeutschland jedenfalls zog sich nach diesen Erfahrungen eher zurück und öffnete sich nicht wirklich. Die angezündeten Kerzen im **Chanukka-Leuchter** in diesen Tagen ins Fenster zu stellen und damit zu zeigen: wir sind Juden, wir feiern **Chanukka**, das wäre für viele Menschen damals unmöglich gewesen. Das hat sich zum Glück bis heute stark verändert. Mittlerweile gibt es sogar auch bei uns in vielen Städten öffentliche Chanukka-Leuchter. **Rabbiner Steven E. Langnas** schreibt, dass die Öffnung, dass die Offenheit zum Konzept von **Chanukka** gehört. Lesen Sie bitte dazu seinen Beitrag auf der nächsten Seite.

Das Thema Raubkunst, oben schon aus aktuellem Anlass erwähnt, beschäftigt die Museen, die Kunstwelt und die Öffentlichkeit schon seit vielen Jahren. Da geht es auch um Ansprüche von Erben, die geraubte Bilder zurück haben wollen, da geht es immer wieder um Museen, die aus unterschiedlichen Gründen Schwierigkeiten mit diesen Forderungen haben und da geht es um Provenienzforschung als Grundlage für eine Restitution, da geht es also auch ums große Geld. Einig ist man sich, dass die Kunstwerke an die Erben übergeben werden sollen, wenn der Raub auch nachgewiesen werden kann.
Ich möchte heute auf ein Projekt in Nürnberg aufmerksam machen, von der überregionalen Öffentlichkeit nicht so sehr beachtet, wo die Stadtbibliothek seit vielen Jahren einen umfassenden Bestand geraubter Bücher, die sogenannte Stürmer-Bibliothek, aufarbeitet und auch Provenienzforschung betreibt mit dem Ziel, die Nachkommen der ursprünglichen Besitzer zu finden und ihnen die Bücher zu übergeben. **Lesen Sie bitte dazu die Beiträge auf den Seiten 11 bis 13.** Ich würde gerne in Zukunft die Berichterstattung aus diesem Raum verstärken, denn Nürnberg gehört ja zu Bayern.

Raw David Spiro sel. A.

Zum dritten Mal werden wir im Februar 2014 den Rabbiner-Spiro-Preis vergeben. Diese Auszeichnung des **Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern** erinnert an den früheren Fürther **Rabbiner David Spiro sel. A.** Ursprünglich kam er aus Polen, wo er 1936 ins Warschauer Rabbinat aufgenommen wurde. Sein späterer Leidensweg führte ihn auch durch die Konzentrationslager von Flossenbürg und Dachau und durch das Lager Hersbruck. Nach seiner Befreiung durch die US-Armee ging Rabbi Spiro nach Fürth. Dort gehörte er zu den Gründern der neuen Nachkriegsgemeinde.
Die bisherigen Preisträger waren der ehemalige Bayerische Ministerpräsident **Dr. Edmund Stoiber** und der ehemalige evangelische Landesbischof **Dr. Johannes Friedrich**. Mit dem nächsten **Rabbiner-Spiro-Preis** werden wir den **Landtagsabgeordneten Karl Freller** auszeichnen. Der ehemalige Staatssekretär ist seit Ende 2007 Direktor der **Stiftung Bayerische Gedenkstätten**. Mit Gründung der Stiftung übertrug der Freistaat Bayern die beiden **KZ-Gedenkstätten Dachau und Flossenbürg** der neuen Institution. Seit seiner Wahl zum Direktor der Stiftung ist **Karl Freller** den Bayerischen Gedenkstätten in besonderer Weise verbunden. Für sein Engagement und seine verdienstvollen Leistungen wird er von uns den **Rabbiner-Spiro-Preis erhalten**.

Nachtrag

Im letzten Editorial hatte ich über Ereignisse im Würzburger Priesterseminar berichtet. Nach antisemitischen Vorfällen, belegt durch den Bericht einer Untersuchungskommission, mussten zwei Priester-Anwärter das Seminar verlassen. Ich äußerte allerdings die Befürchtung, dass sie durch die Hintertür in ein wichtiges Amt kommen könnten. In einem persönlichen Gespräch hat mir der Würzburger Bischof dann versichert, dass beide Seminaristen nicht mehr in einem anderen deutschsprachigen Priesterseminar aufgenommen werden können.

Ihnen und Ihren Familien, den Mitgliedern in unseren Gemeinden, ihren Vorständen und Repräsentanten und allen Freunden unseres Lichterfestes wünsche ich angenehme Chanukka-Tage mit unseren **traditionellen Speisen und Spielen** und einer wunderschönen und in den dunklen Abend hineinleuchtenden **Chanukkia**.

CHAG CHANUKKA SAMEACH

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident des Landesverbandes der IKG in Bayern, Vizepräsident des Zentralrates der Juden Deutschlands

AUS DEM INHALT

Chanukka 5774

Chanukka – das Lichterfest
Von Rabbiner Steven E. Langnas 3

Chanukka mit der Feuerwehr 4

Ein Jahr in Tel Aviv
Von Christiane Wirtz 5

Kultur

Ausstellung „Mitten unter uns“ 9

Neue Suchliste über geraubte Bücher 11

Die SchUM-Gemeinden 13

Synagoge Obernbreit 14

Die ganze Wahrheit
Von Miriam Magall 15

Ausstellung „Ton in Ton“ 16

Gedenkraum Olympia-Attentat 1972 17

Israel-Nachrichten 18

Aus den jüdischen Gemeinden in Bayern 20

Serie
Jüdische Landgemeinden in Bayern (35)
Von Michael Schneeberger 26

Buchbesprechungen 32

Russische Beiträge
Von Vladislav Zeev Slepoy 36

Jiddischer Beitrag
Von Marion Eichelsdörfer 40

Zum Titelbild
Chanukkabuch aus der Stadtbibliothek Nürnberg, „Sammlung Israelitische Kultusgemeinde (IKG)“. Foto: Stadt Nürnberg. Beachten Sie dazu auch die Beiträge auf den Seiten 11 bis 13.

Impressum
Herausgeber: Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, Effnerstraße 68, 81925 München, Telefon (089) 989442
Redaktion: Benno Reicher, bere.journal@smartone.de
Gesamtherstellung: Druckerei Edwin H. Höhn, Gottlieb-Daimler-Straße 14, 69514 Laudenbach

Chanukka – das Lichterfest

Von Rabbiner Steven E. Langnas

Was haben das Lächeln eines kleinen Babys, ein klarer fließender Fluss und ein weißes Kleid gemeinsam? Sie ziehen uns an, weil sie das Konzept der Reinheit darstellen. Ein unschuldiges, fröhliches Baby, schönes sauberes, fließendes Wasser und ein weißes Kleid, frei von Flecken und Schmutz.
Jeden Tag sagen wir im Gebet: Mein G'tt, die Seele, die Du mir gegeben hast, ist rein!
Wenn wir ehrlich miteinander sind, werden wir zugeben, dass es leichter ist, die Reinheit eines weißen Kleides oder ein unschuldiges Baby wahrzunehmen als die Reinheit unserer eigenen Seele. Warum ist es so?
Schlomo Hamelach – König Salomon lehrt uns: Die Seele eines Menschen ist mit dem Licht G'ttes vergleichbar. Wenn wir eine brennende Kerze auf einen Tisch stellen, ist es klar, dass wir das Licht der Kerze sehen.
Wenn wir einen Vorhang zwischen uns und den Tisch hängen, ist das Licht immer noch zu sehen, allerdings nicht so hell wie zuvor. Noch zwei, vier oder sechs Vorhänge dazu und das Licht ist immer noch zu sehen, aber sehr schwach. Mit 100 oder 1000 Vorhängen sehen wir kein Licht mehr! Dennoch, es brennt trotzdem!
Unsere Seele ist wie dieses Licht. Die Vorhänge stehen symbolisch für die Entscheidungen und Prioritäten, die wir im Leben treffen, die im Gegensatz zu jüdischen Prioritäten stehen, die uns hindern, das Licht unserer eigenen Seele nicht nur zu sehen, sondern nach außen strahlen zu lassen.
Deswegen ist es kein Zufall, dass Kerzen die Ausübung von vier wichtigen religiösen Zeremonien beleuchten: Bedikas Chomez, die Suche und das Entfernen von allem Gesäuerten am Vorabend von Pessach, Schabbat-Eingang, Hawdala, die Trennung zwischen Schabbat und Werktag, und Chanukka.
Die Mischna im Traktat Pesochim unterrichtet uns, am Vorabend des 14. Nissan den Chomez, das Gesäuerte, beim Schein einer Kerze zu suchen, damit es am nächsten Tag vernichtet werden kann. Chomez bedeutet nicht nur den physischen Prozess des Gärens, sondern ist auch ein Symbol für alles Überhebliche und Arrogante in unserem Charakter. Deswegen suchen wir auf vorsichtige Art und Weise unsere Fehler und Unzulänglichkeiten auf allen Gebieten unseres Lebens. Das Kerzenlicht beleuchtet unsere Suche in allen Löchern und Spalten unserer Existenz, um das Negative wegzuschaffen und wieder in Kontakt mit unserer reinen Seele zu kommen.
Das Licht der Schabbat-Kerzen weiht den Schabbat zu Hause ein. Ein Minimum von zwei Kerzen wird gezündet zur Erinnerung an die zwei Erwähnungen der Schabbat-Vorschriften in den Zehn Geboten: Sachor, gedenke des Schabbat-Tages ihn zu heiligen, und Schemor, hüte den Schabbat-Tag ihn zu heiligen. Die Schabbat-Kerzen sollen im gleichen Zimmer gezündet werden, in welchem man die Schabbat-Mahlzeiten einnimmt und sie sollten lang genug brennen, damit die ganze Mahlzeit von ihrem Licht beleuchtet wird.
Wir zünden die Schabbat-Kerzen, um eine Atmosphäre von Licht und Freude – Ora weSimcha – und von – Schalom Bajith – von Freude und Frieden innerhalb der Familie zu kreieren. Die Heiligkeit der Schabbat-Kerzen verleiht eine friedvolle, gesunde, fröhliche und liebevolle Ausstrahlung in jedem jüdischen Haus.
Die Hawdala-Kerze, die wir zünden, um uns vom Schabbat zu verabschieden, ist mit Wissen verbunden. Damit man unterscheiden kann zwischen Gut und Böse, zwischen Licht und Dunkelheit, zwischen dem Heiligen und dem Profanen brauchen wir das Wissen! Das Hawdala-Licht steht als Symbol für die erste menschliche Begegnung mit Wissen und Technologie, als der liebe G'tt selbst, nachdem der erste Schabbat vorbei war, Adam und Eva beibrachte, wie man Feuer zündet und verwendet. Das Licht der Hawdala-Kerze erinnert uns daran, dass jüdisches Wissen der Schlüssel zu einem guten Charakter, zu einem jüdischen Haus, zu einem Leben gefüllt mit guten Taten ist.
Das Judentum verlangt von uns auch, Chanukka-Kerzen zu zünden! Die Chanukka-Kerzen dienen als Symbol von Mesirat Nefesch, unserer Bereitschaft, und wenn notwendig, unserer Opferbereitschaft, uns voll und ganz mit unserem Judentum zu identifizieren.
In unserer langen Geschichte erlebten wir oft Völker, die uns vernichten wollten. Die Chanukka-Geschichte schildert das erste Mal, dass die spirituelle Existenz des Judentums durch eine Ideologie und Kultur bedroht wurde! Die Griechen konfrontierten unsere jüdische Weltanschauung mit einem großen Kulturkampf. In der antiken griechischen Kultur war die Betonung auf den Körper und nicht auf die Seele. Sie stellten den sinnlichen Genuss des Hedonismus auf Kosten des Spirituellen in den Vordergrund. Ihr Lieblingsversammlungsort Ort war die Turnhalle und nicht das Lehrhaus, das Amphitheater und nicht das G'tteshaus.
Die Historiker haben diesen Kulturkampf zwischen Judentum und Hellenismus kurz und prägnant dargestellt. Der Hellenismus predigt die Heiligkeit der Schönheit. Das Judentum predigt die Schönheit der Heiligkeit.
Unsere Reaktion auf diesen Zwang, Hellenisten zu werden, zeigt sich durch die Tatsache, dass Öl, die Lichtquelle für die Menora, eines der Hauptsymbole von Chanukka ist. Die physischen Eigenschaften von Öl sind Symbole unserer Treue zum jüdischen Geist. Die meisten Flüssigkeiten vermischen sich miteinander und verlieren ihre eigene Identität. Öl aber nicht, es behält seinen eigenen Charakter. Aus diesem Grund dient Öl als Licht-Quelle für die Menora, als passendes Symbol des jüdischen Volkes; ein Volk, das seiner Identität treu geblieben ist. Obwohl die griechische Kultur, die in der damaligen Welt dominant war, versuchte, den jüdischen Geist, die jüdische Weltanschauung zu unterdrücken und zu eliminieren, hat eine Gruppe von eifrigen und frommen Juden es geschafft, nicht nur eine Weltmacht zu besiegen, sondern dem eigenen Volk beizubringen, wie wichtig es ist, seine eigene Identität zu schützen.
Verbunden mit dem Gebot, die Chanukka-Lichter zu zünden, ist das Konzept, das Chanukka-Wunder bekannt zu machen, die Chanukka-Lichter nach außen strahlen zu lassen, damit sie gesehen werden können. Das Judentum verlangt auch Offenheit, die Bereitschaft, unser Jüdischsein in der Öffentlichkeit zu bekennen und es zu verteidigen, anstatt die Kritik von anderen Kreisen so weit zu verinnerlichen, dass wir sie selbst glauben.
Die Kerze von Bedikas Chomez hilft uns, in unsere Seele reinzuschauen, um das Negative wegzuschaffen und das Positive wieder zu entdecken. Die Schabbat-Kerzen verbreiten Frieden und Freude im Rahmen unserer Familien. Die Hawdala-Kerze lehrt uns, wie wichtig Wissen ist, zu unterscheiden zwischen richtig und falsch. Es sind aber die Chanukka-Kerzen, wenn wir ihre Botschaft zu Herzen nehmen, die uns ermöglichen, stolz auf unsere jüdische Identität zu sein. Das Licht, das von den Chanukka-Kerzen nach draußen strahlt, sagt uns, wie auch der ganzen Welt, es ist nicht schwer zu sein a Jid, es ist schön zu sein a Jid!
In diesem Sinne wünsche ich meinen Lesern ein Chanukka voller Licht und Freude!

Secharjas Menora-Vision

Eine Chanukka-Betrachtung

Von Yizhak Ahren

Unsere Weisen haben festgelegt, dass am Schabbat von Chanukka die dem jeweiligen Wochenabschnitt zugeordnete Haftara durch eine bestimmte andere ersetzt wird. Man liest am Makkabäerfest einen Abschnitt aus dem Buch des Propheten Secharja (Kap. 2, 14 bis Kap. 4, 7). Dieser Abschnitt bildet auch die Haftara zum Wochenabschnitt Behaalotcha. Was der Verknüpfungspunkt zwischen Behaalotcha und der Secharja-Passage ist, fällt bei der Lektüre der zwei Texte gleich ins Auge. Die ersten Verse des Wochenabschnittes handeln vom Leuchter (Menora) mit den sieben Lampen (Bamidbar Kap. 8, 2–4), und Secharja berichtet, er habe eine Menora mit sieben Lampen gesehen.
In der Übersetzung von Leopold Zunz lautet der Dialog zwischen dem Engel und Secharja wie folgt: „Und er sprach zu mir: Was siehest du? Und ich sprach: Ich sehe, und siehe, einen Leuchter, ganz aus Gold, und eine Schale oben darauf und die sieben Lampen darauf, je sieben Röhren zu den Lampen oben darauf. Und zwei Ölbäume daran, einen rechts von der Schale, und einen zur Linken. Und ich hub an und sprach zu dem Engel, der mich anredete, also: Was sind diese, mein Herr? Und es antwortete der Engel, der mit mir redete, und sprach zu mir: Weißt du nicht, was diese sind? Und ich sprach: Nein, mein Herr. Und er antwortete und sprach zu mir, also: Das ist das Wort des Ewigen an Serubabel, also: Nicht durch Macht und nicht durch Stärke, sondern durch meinen Geist; spricht der Ewige der Heerscharen“ (Kap. 4, 2–6).

Am achttägigen Chanukkafest erinnern wir uns an das Ölwunder im Heiligtum, von dem der Talmud (Schabbat 21,b) berichtet. Vom Öl der Menora ist, wie wir eben gesehen haben, auch in der Haftara die Rede. Bemerkenswert ist, dass die in der Synagoge vorgelesene Secharja-Passage an einer Stelle endet, die dem Hörer in der Synagoge eine Erklärung vorenthält; die Bedeutung der beiden Ölbäume wird nämlich erst später deutlich gemacht (siehe Verse 11–14). Der Prophet Secharja konnte das Bild nicht deuten und daher musste der mit ihm redende Engel dem Propheten das Gesehene erläutern.
Wie lautet die wichtige Botschaft, die an den politischen Führer Serubabel gerichtet ist? Der bekannte Bibelkommentator Raschi erklärt den Sinn des Mitgeteilten: So wie das Öl in der prophetischen Vision ohne menschliche Bemühungen in die Lampen fließt, so wird der anstehende Neubau des Heiligtums kampflos erfolgen; Gottes Geist wird den persischen Herrscher dazu bewegen, den Wiederaufbau des Tempels zu Jerusalem zu ermöglichen.
Wie Rabbiner Issachar Jacobson in einer Betrachtung zu unserer Haftara (in seinem Werk „Chason HaMikra“) bemerkte, ist ein politischer Kontrast zwischen der Zeit von Serubabel und der Zeit der Chanukka-Geschichte festzustellen. Secharja riet dem führenden israelitischen Politiker von einer Aufwiegelung des Volkes gegen die Perser ab; er sollte sich vielmehr unbedingt auf Gottes Geist verlassen. Hingegen lehnten die Makkabäer sich gegen antijüdische Verordnungen des griechischen Reiches auf und griffen zu den Waffen. Im Gebet am Chanukka danken wir Gott „für die Kämpfe, die Du für unsere Väter vollbracht hast, in jenen Tagen, zu unserer Zeit. Du übergabst Starke in die Hand der Schwachen, viele in die Hand von wenigen.“ Was lehrt uns der offensichtliche Gegensatz in den politischen Stellungnahmen? Rabbiner Jacobson hat den Schluss gezogen, dass das Volk Israel verschiedene Formen der Erlösung (Geula) kennt: Manchmal hilft der Ewige den Israeliten auch und gerade wenn sie ihrerseits kaum etwas zur Entwicklung beigetragen haben, und manchmal müssen die Juden militärisch aktiv werden, und erst dann greift Gott in das Geschehen ein und verhilft den wenigen zum Sieg gegen die feindliche Übermacht.
Secharja hat über die Menora, die er sah, präzise Angaben gemacht (siehe Verse 2 und 3). Nahum HaLevi hat in seinem Buch „The color of prophecy“ (Jerusalem 2012) Secharjas Vision in einem farbigen Bild dargestellt. Wie man auf den ersten Blick erkennen kann, hat der Künstler die Menora, die im Triumphbogen zu sehen ist, den Kaiser Titus in Rom errichten ließ, zum Vorbild für sein Gemälde genommen. Es ist allerdings fraglich, ob man Secharjas Menora mit der Menora des Heiligtums gleichsetzen darf. Gewiss, hier wie dort leuchteten sieben Lampen an der Menora. Die Bedeutung der Zahl sieben wird übrigens im Buch Secharja erklärt: „Diese sieben sind die Augen des Ewigen, die auf der ganzen Welt umherschweifen“ (Kap. 4, Ende Vers 10). Aber in der Tora heißt es, dass die Menora sechs Leuchter-Arme haben soll (Schmot 25, 32). Bei Secharja ist eine ganz andere Konstruktion des Leuchters angedeutet! Mordechai Zer-Kavod, der Ausleger des Buches Secharja in der „Daat Mikra“-Ausgabe, vertritt die Ansicht, dass die Lampen, die der Prophet sah, in einem Kreis angeordnet waren! Im Heiligtum hingegen waren sie auf einer geraden Linie angeordnet, wie die Menora auf dem Titusbogen beweist.

Chanukka mit der Feuerwehr

Neun kleine Kerzenlichthalter auf einem roten Feuerwehrauto aus Draht. Das soll ein Leuchter zu dem traditionellen jüdischen Lichterfest sein? Warum wählte jemand ein solches Motiv aus, bei dem scheinbar jeglicher Bezug zur jüdischen Religion fehlt?
Um sich diesen außergewöhnlichen Leuchter anzuschauen, muss man nach Mittelfranken ins Jüdische Museum Fürth fahren. Dort stellt der Besucher dann schnell fest: Dieser Leuchter ist keineswegs eine Ausnahme oder gar ein Versehen. Denn im Museum sind weitere ausgefallene Exponate zu entdecken: Fußbälle stellen die Kerzenhalter eines anderen Chanukka-Leuchters dar. Auch neun High Heels in unterschiedlichen Farben bilden ordentlich nebeneinander aufgereiht ebenfalls einen Leuchter. In diesen beiden Chanukkiot spiegelt sich Sport und Mode wider. „Je nach Interesse und Geschmack gibt es Leuchter mit den verschiedensten Motiven“, sagt Monika Berthold-Hilpert, die wissenschaftliche Mitarbeiterin des Museums. Entworfen werden sie sowohl von Designern als auch von Rabbinern. Und es handelt sich bei ihnen auch keineswegs nur um Museumsstücke, denn sie sind für jedermann zu kaufen.
„Bei diesem Design stellt sich vermutlich jeder erst einmal die Frage, wie die Idee von extravaganten Chanukka-Leuchtern entsteht, insbesondere was sie bezwecken soll“, erklärt Frau Berthold-Hilpert.
Nicht nur in anderen Ländern und Kulturen, auch in Deutschland sollen modernere Gegenstände den Menschen Zugang zu alten Bräuchen finden lassen und von Gläubigen genutzt werden können. Das jüdische Leben mit seinen Ritualen soll nicht als etwas Vergangenes angesehen, nicht als nur „traditionell“ abgestempelt werden. So entstand die Idee, etwas Zeitgenössisches ins Fürther Museum zu holen und auszustellen.
Das Feuerwehrauto stammt aus dem Jüdischen Museum New York und steht nun mit weiteren ausgefallenen Leuchtern in einer Glasvitrine des Museums. Außerdem gibt es noch einen kleinen metallfarbenen, leicht gekippten Chanukka-Leuchter, hergestellt von Emil Shenfeld, Designer und Silberschmied aus Israel. Er ist zusammenklappbar und dadurch für Reisen ideal geeignet. „Wir hatten im Museum einmal einen Rabbiner, der sich darüber aufregte, dass diese Chanukkia nicht koscher sei“, erzählt Frau Berthold-Hilpert. „Besucher waren daraufhin verwundert und ließen sich von dem Rabbiner erklären, dass wohl einige Gläubige der Auffassung sind, die einzelnen Kerzenhalter würden nur in einer geraden Reihe als koscher gelten. Durch die Möglichkeit des Zusammenklappens sei bei diesem Chanukka-Leuchter allerdings die gerade Reihe nicht mehr gewährleistet, fand der Rabbiner“, und lächelnd fügt sie hinzu: „Daraufhin ging er empört hinaus“. Ein weiteres Exponat des Fürther Museums ist eine Sammlung von acht Bierflaschen aus Prag. Es bildet mit seinen unterschiedlichen tschechischen Biersorten ebenfalls einen außergewöhnlichen Chanukka-Leuchter.
Was aber haben diese exotischen Chanukka-Leuchter nun überhaupt noch mit Religion zu tun? Denn das haben sie in der Tat. Sie verdeutlichen: Es handelt sich beim Judentum keineswegs um eine uralte Religion mit verstaubten altertümlichen Traditionen. Auch ein Glaube, der viele Jahrhunderte alt ist, kann interessant und modern sein und sein Publikum finden. Mit den ausgefallenen Motiven durchbricht man auch Klischees, denn Judentum muss nicht nur konventionell sein.
Dies wird aber nicht nur in der Gestaltung der Chanukka-Leuchter deutlich. Auch andere Gegenstände wandeln sich im Laufe der Zeit und passen sich gesellschaftlichen Veränderungen an. Im Museum liegt beispielsweise die alte Ausstattung für eine Brit Mila neben den Utensilien aus der Gegenwart. Eine Beschneidungsserie aus Beschneidungsmesser und -klemme von damals, direkt daneben zum Vergleich ein modernes Beschneidungsbesteck von heute.
Die Erhaltung von Tradition erfolgt nicht einzig allein durch Festhalten am Alten. Sie fordert gleichzeitig auch Weiterentwicklung. Wie es eben an den aufsehenerregenden Leuchtern mit ihren kuriosen Motiven zu sehen ist. Neues anstreben und offen sein für Veränderungen sind auch Faktoren, die helfen können, alte Bräuche zu erhalten. Wer sich nun selbst ein Bild von diesen besonderen Chanukkiot machen möchte, sollte sich die Variationen im Fürther Museum anschauen. Fest steht jedenfalls, dass das leuchtend rote Feuerwehrauto sofort ein Hingucker ist.

Maria Frings

http://www.juedisches-museum.org

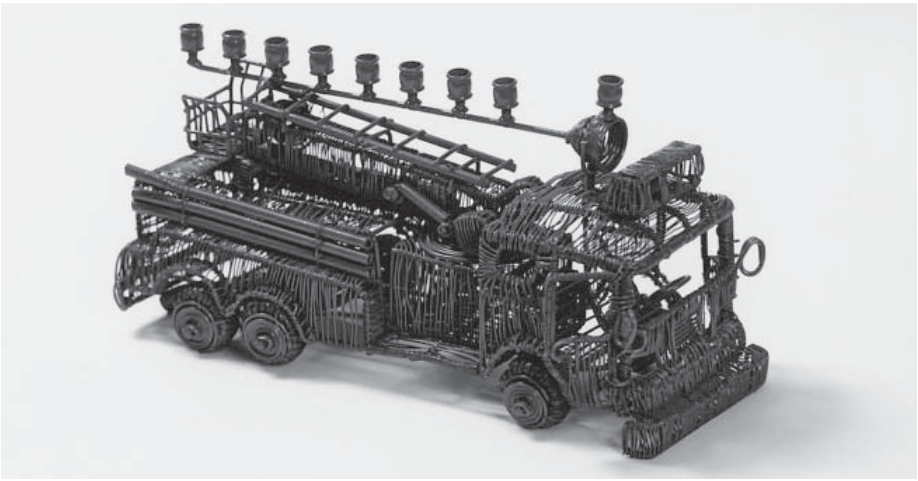


Foto: Jüdisches Museum Fürth

In ihrem Buch **„Ein Jahr in Tel Aviv“** beschreibt die Kölner Redakteurin Christiane Wirtz unterhaltsam und witzig die lebendige Stadt am Mittelmeer, ihre jungen israelischen Freunde und ihre typischen Redewendungen wie *kacha kacha* oder *ayn be'a'ya*. Eingebunden in eine weitgehend fiktive Biografie der Erzählerin, zeichnet sie Szenen aus dem israelischen Alltag, aus den Cafés und den Straßen von Tel Aviv. Sie verliebt sich in Land und Leute und natürlich auch in einen jungen Israeli. Und sie erlebt die jüdischen Feiertage, sie beschreibt die typischen Bräuche und die kulinarischen Spezialitäten.

In unserem letzten Pessach-Heft hatten wir das entsprechende Kapitel aus dem Buch nachgedruckt. Heute stellen wir, mit freundlicher Genehmigung des Herder-Verlages, das Kapitel „Dezember“ vor und dazu gehören auch amüsante Chanukka-Geschichten.

bere.

Ein Jahr in Tel Aviv

Reise in den Alltag

Von Christiane Wirtz

Dezember

Fünfter Monat, in dem ich zur Schwiegertochter werde, Weihnachten naht und ich am Ende die Hosen runter lasse.

Wir waren den Berg nach Jerusalem hinaufgefahren und ich hatte an meine ersten Stunden im Ulpan denken müssen. *„Ata ole chadash?“, „At ola chadasha?“* – „Bist du neuer Einwanderer?“, „Bist du neue Einwanderin?“, hatten Ryan und ich uns gegenseitig gefragt, immer wieder, bis die Vokabeln in unseren Köpfen festsaßen. Wörtlich übersetzt bedeutete *„ole chadash“* – „neuer Aufsteiger“. Und die Idee dahinter war, dass das Leben im gelobten Land ein besseres war, egal, woher man kam. Ich hatte bei diesem Aufstieg immer an den Weg nach Jerusalem denken müssen, die steilen Kurven hinauf, bis ein profanes Straßenschild den Namen der biblischen Stadt verkündete.

„In Jerusalem man kann schwer atmen“, sagte Alón. „Es ist auf der Brust. Man fährt auf den Berg und es wird immer schwerer.“

Tatsächlich war die Luft viel klarer als in Tel Aviv. Es war um einige Grad kälter, und im Sommer war es weniger schwül. Allerdings war die Luft in Jerusalem geschwängert von Religion. Die Grabeskirche, die Klagemauer und die Al-Aqsa-Moschee standen auf wenigen Quadratmetern, mitten im Zentrum, drei Weltreligionen pilgerten zu diesem Fleckchen Erde. Die meisten jungen Menschen, die ich kannte, zog es fort von den bedeutungsschweren Steinen, 62 Kilometer weiter westlich, nach Tel Aviv.

„*Bruchim harbaim* … herzlich Willkommen“, sagte Alóns Mutter, als sie die Haustüre öffnete und uns strahlend begrüßte.

Das ganze Haus war voll von Menschen. Die Mutter hatte Nachbarn eingeladen, Tanten und Onkel, Cousinen und Cousins mit ihren Kindern und Kindeskindern. Zu **Chanukka**, dem Lichterfest, sollte niemand alleine sein. Eigentlich sollte überhaupt niemals jemand alleine sein. Die Augen aller Gäste blieben an uns hängen und ich war froh, die weiße Pappschachtel mit den Sufganiot zu halten. So hatten wenigstens meine Hände etwas zu tun. Sufganiot waren so ziemlich dasselbe wie Berliner Ballen. Ich hatte sie am Nachmittag im Café Judith gekauft. „Dort gibt es die Besten“, hatte mir Alón vorsorglich gesteckt, und so hatte ich mich in die Reihe derer gestellt, die nur zu **Chanukka** in die Konditorei der alten Damen kamen.

Alón schob mich in die Küche, wo es nach Reibekuchen und geräuchertem Lachs duftete. Kaum hatte ich meine Sufganiot auf dem Büffet abgestellt, neben das Apfelmus und die saure Sahne, kam die Mutter hinter uns her und zog mich an ihrer Hand ins Wohnzimmer. Alón blieb mit Orí in der Küche zurück und aus den Augenwinkeln erkannte ich ihre Ähnlichkeit, wenn sie leise lächelten.

Die Tanten und Onkel saßen in einem großen Kreis zusammen, der schwere Esstisch war zur Feier des Tages an die Seite gerückt, die Plastikstühle aus dem Garten boten zusätzliche Plätze. *„Na'im me'od, na'im me'od* … sehr erfreut, sehr erfreut“, sagte ich, während die Mutter mich durch die Manege führte wie ein Zirkuspferd. Ich nickte und lächelte und sagte, dass ich aus Deutschland komme, aus Berlin. Und nein, ich lebe nicht in Jerusalem, ich lebe in Tel Aviv. Dass es mir gut gehe in Israel, sagte ich auch, die Menschen machten es mir nicht schwer, das Wetter sei schön, und das Essen? Ja, das Essen, natürlich, das Essen sei hervorragend. Dass ich eine Freundin von Alón sei, sagte ihnen die Mutter.

Chanukka

Als wir die Hälfte des Kreises geschafft hatten, ging offiziell die Sonne unter, und es war Zeit für **Chanukka**. Auf dem kleinen Tisch in der Mitte stand der neunarmige Leuchter. Alón setzte sich neben mich, um mir alles zu erklären, und um die Zeremonie nicht zu stören, rückten wir eng nebeneinander. Unterm Strich war **Chanukka** eine weitere Geschichte vom Kampf der Juden gegen den Rest der Welt. Die Syrer waren schon damals ihre Feinde gewesen, das hatte sich seit 164 vor Christus bis heute nicht geändert. Unter Führung der Makkabäer zog das jüdische Volk in die Schlacht, siegte und nahm den Tempel wieder in Besitz. Dort wurde die Menora entzündet, der neunarmige Leuchter, der im Tempel niemals erlöschen durfte. Das geweihte Öl aber reichte nur für einen Tag, und doch leuchteten die Kerzen, leuchteten und leuchteten. Am Ende des achten Tages gab es neues Öl für die Menora. Acht Kerzen also kamen dem Wunder zugute. Die neunte, die in der Mitte thronte, war der Schamasch, der Diener, allein mit ihr durften die anderen Kerzen entzündet werden.

Dann war der Segen gesprochen, die erste Kerze brannte und alle sangen Lieder, die sie seit ihrer Kindheit kannten. Schließlich erhoben sie ihre Gläser, *chag sameach* … glückliche Feiertage, *lecha'im* … auf das Leben. Wieder gingen die Gläser in die Höhe, der Rotwein schwappte. „Auf unseren Gast“, sagte die Mutter, „eine Freundin von Alón, aus Berlin“. Ich spürte, wie die heiße Farbe von meinem Hals über die Nase bis zur Stirn stieg, und ich war mir sicher, dass alle Kerzen gleichzeitig in mein Gesicht leuchteten.

Später, zum Essen, setzte sich die Mutter neben mich, tastete sich vorsichtig an die Grenzen meines hebräischen Wortschatzes und darüber hinaus.

„Hast du Familie in Israel?“, fragte sie. Diese Frage hatte ich in den vergangenen Monaten häufig gehört, ich hielt sie für die klassische Gretchenfrage, in Watte gepackt natürlich, um möglichst schonend herauszufinden: Sag, wie hältst du's mit der Religion? Hatte ich Familie in Israel, bestand schließlich Hoffnung. Mir blieb nichts anderes, als sie mit meiner Antwort zu enttäuschen, schon in einem so frühen Stadium unserer Bekanntschaft. Doch das schien mich nicht gleich für meine Rolle zu disqualifizieren, jedenfalls setzte sie ihr Casting mit unvermindertem Eifer fort.

„Aber Zuhause hast du Familie, eine große Familie?“ Ich dachte an Deutschland, Weihnachten, meine Schwestern und nickte. Orí kam mit einem Zwanzig-Schekel-Schein zu mir, den ihm eine der Tanten zugesteckt hatte, und ließ ihn in meiner Handtasche verschwinden.

„*Eize motek* …was für ein süßer Kerl“, sagte die Mutter verzückt, während sie mir gefillte Fisch und Hähnchenspieße auf den Teller legte. „Die Menschen bekommen viel zu wenig Kinder“, sagte die Mutter, was ich für reichlich übertrieben hielt, schließlich lag die Geburtenrate in Israel mit fast drei Kindern pro Frau beneidenswert hoch. Allerdings musste man dazu sagen, dass die Araber noch mehr Kinder bekamen als die Israelis, und wenn es so weitergehen würde, übernahmen sie eines Tages, der nicht mehr so fern lag, die Mehrheit im gelobten Land. Yassir Arafat soll einmal gesagt haben, der Uterus der arabischen Frau sei seine stärkste Waffe. In Israel sprach man inzwischen von einem ernsthaften demographischen Problem. Zu den Großmutterhormonen gesellten sich hier also offenbar die Vaterlandspflichten.

Nachdem sie mehrfach Falafel, Reibekuchen und kleine Frikadellen auf meinen Teller nachgeschoben hatte, war sie zum Nachtisch übergegangen. Sie reichte mir einen Teller mit Apfelstrudel und Obstsalat, in dem die roten Kerne der Granatäpfel steckten. Inzwischen hatte sie vergessen, dass meine Muttersprache eine fremde war, ihr Mund bewegte sich nicht länger g-a-n-z l-a-n-g-s-a-m und d-e-u-t-l-i-c-h, sondern ohnepunktundkomma. *„Ani lo mevina, ani lo mevina* … ich verstehe nicht, ich verstehe nicht", sagte ich ein ums andere Mal. Nur ihre Botschaft, die hatte ich längst verstanden.
Nach der zweiten Portion Strudel fühlte ich mich wie im dritten Monat. Alón tauchte auf und fragte, wie es mir ginge. „Ich kann nicht mehr." – „Ah, das ist gar nichts. Meine Großmutter war viel schlimmer. Sie dachte, dass du bist auf der Stelle tot, wenn du deinen Teller nicht isst. Eigentlich meine Mutter ist schon modern."
Inzwischen war ich sicher, dass ich schneller eine jüdische Schwiegermutter haben würde als einen israelischen Freund. Für den Augenblick fand ich die Rolle gar nicht so übel. Es gab Schlimmeres als mit offenen Armen empfangen zu werden; mir schwappte eine warme Welle von Herzlichkeit entgegen, und am Sabbat würde ich wissen, wo ich hingehörte. Der Zustand „alles in Ordnung" schien auf einmal zum Greifen nah. Alón und ich würden nebeneinander im Wagen sitzen, auf dem Weg von Tel Aviv nach Jerusalem, auf meinen Knien eine Pappschachtel mit Gebäck, auf dem Rücksitz Orí und daneben all die anderen Enkelkinder, die wir der Mutter später schenken würden.
Als wir gingen, sagte uns die Mutter, wir müssten bald wieder kommen.
„Und, was denkst du?", fragte Alón, als wir im Auto saßen. „Sie ist viel netter als du immer sagst." – „Sie ist nicht deine Mutter."
Wäre es nach mir gegangen, hätten wir es dabei bewenden lassen können. Alón war mir im Laufe des Abends zu ernst geworden. Seine bissige Ironie, ohne die er niemals das Haus verließ, hatte sich auf leisen Sohlen davon geschlichen. Das machte mich unsicher.
„Ich habe schon gesehen, die blonden Enkelkinder in ihren Augen", sagte er, ganz sachlich, als hätte das alles überhaupt nichts mit uns zu tun. „Dabei dachte ich immer, jüdische Mütter…" – „…aahh, was denkst du, irgendwann ist es ihnen egal", sagte er und sah mich herausfordernd an, „irgendwann nehmen sie sogar eine Christen-Frau".
Ich tat ein bisschen beleidigt, aber in Wahrheit entspannte ich mich langsam, während wir den Berg hinunterfuhren, zurück nach Tel Aviv. Spätestens dort würden wir zu unserem vertrauten Ton zurückfinden.
Draußen war es stockdunkel. Es waren kaum Autos unterwegs. Kurz bevor wir auf die Autobahn fuhren, hielten wir an einem Grenzposten, eine weiße Pförtnerloge, aus der eine nackte Glühbirne leuchtete, umgeben von Betonhürden und Stacheldraht. Durch die Dunkelheit sah ich schemenhaft einen kräftigen Mann, der auf uns zukam, das Sturmgewehr über der Schulter. Sein junges Gesicht erschien in der Fahrertür, die grüne Uniform, der Kolben seines Gewehres, und kurz darauf eine offene Schachtel mit *Sufganiot*, die er lächelnd durchs Fenster schob.
„Chag sameach", sagte er. Ich schüttelte nur müde den Kopf. „Fürs Vaterland … oder sollen eure Soldaten dick werden?"

Chanukka, die vielen Kerzen und Lieder, ließen mich an meinen Plänen zweifeln. Ich hatte mir fest vorgenommen, Weihnachten in Bethlehem zu verbringen. Die Geburtskirche schien mir der beste Ort für die Heilige Nacht, hier ward ein Kind geboren, ich würde die Engel jubilieren hören und in die Fußstapfen der drei Könige treten. Jetzt aber mischte sich ungeahntes Heimweh in meinen biblischen Eifer. Zu Hause leuchtete mittlerweile die dritte Kerze und meine Mutter hatte mir am Telefon erzählt, dass sie die Gans schon bestellt habe.
„Du wirst uns hier fehlen", sagte sie. „Willst du es dir nicht noch einmal überlegen?" – „Ne, ne." In der Leitung Tel Aviv–Köln herrschte Schweigen. „Wirklich nicht?", fragte meine Mutter. – „Ne, ne." – „Nun, wie du meinst."
„Jetzt habe ich auch schon eine Karte für Bethlehem. War gar nicht so einfach." – „Ja, das klingt interessant, habe ich auch deinem Vater erzählt, dass du Heiligabend in der Geburtskirche verbringst … Übrigens, er lässt dich herzlich grüßen." – „Wirklich?" – „Ach, Kind."
Damit legten wir auf.

In Tel Aviv fehlte von Weihnachten jede Spur. Der 24. Dezember würde ein ganz normaler Arbeitstag sein. Den Menschen hier war die Geburt Christi vollkommen egal, wie auch nicht, schließlich war ihr Messias noch auf dem Weg. Für mich dagegen war ein Leben ohne Weihnachten plötzlich undenkbar, das hatte ich vorher nicht gewusst. Nur meine Mutter hatte sich offensichtlich so etwas gedacht und einen Adventskalender auf die Reise geschickt, so einen hatte ich zuletzt als Kind gehabt. Mit jedem Türchen, das ich öffnete, rückte der Zeiger meiner inneren Uhr bedrohlich auf Besinnlichkeit. In Tel Aviv dagegen roch es nach Frühling, die Menschen saßen im T-Shirt am Strand und ließen meinen Gott einen guten Mann sein.
Um nicht weiter in die Jahresendzeitstimmung zu schlittern, stürzte ich mich in die Routine meines jungen Alltags. Ich zog Wartenummern bei der Post, um meine Rechnungen zu bezahlen, studierte die Grammatik der Vergangenheit und ließ mich beim Scrabbeln schlagen. Als mir, auf dem Weg zur alten Dame, Mayumi im Treppenhaus begegnete, verkündete sie mir, dass wir uns bis Ende Januar nicht sehen würden. Ab nächster Woche werde eine Freundin sie vertreten, sie selbst fahre nach Hause, das erste Mal seit fünf Jahren.
Strahlend zeigte sie mir den Primus-Kocher, den sie in einem verblichenen Karton unterm Arm trug, ihr Weihnachtsgeschenk. Dann fragte sie mich, ob ich auch nach Hause fahre. Ich gab mir Mühe, meine Antwort nicht allzu verzweifelt klingen zu lassen, und erzählte etwas von Christmas zu Hause, meiner Familie und dass nur einmal im Jahr alle zusammenkämen. Schnell fügte ich hinzu, dass ich in die Geburtskirche nach Bethlehem fahren werde; das sei bestimmt auch sehr interessant. Ihr war die ganze Tapferkeit meiner Antwort nicht entgangen. Sie wusste wohl besser als ich, wovon ich sprach.
Am Samstag rief Mayumi an und fragte, ob ich sie in ihre Kirche nach Yafo begleiten wolle. Bislang war ich nicht auf die Idee gekommen, dass Mayumi und ich denselben Gott teilten. Ohne länger darüber nachzudenken, war ich davon ausgegangen, dass ich als Christen-Frau in Tel Aviv ziemlich alleine war. Als ich aber in Sankt Anthonys ankam, hielt dort ein Bus nach dem anderen, aus denen die Filipinos in den Gottesdienst strömten. Ich musste an Charlotte Strohbach und die anderen alten Menschen denken, die jetzt alleine zu Hause saßen. Verlassen von ihren guten Geistern.

Architektur in Tel Aviv. Foto: MBR

Gemeinsam mit Mayumi zwängte ich mich in eine der vollen Holzbänke. Mein Kopf ragte auffällig aus den geschlossenen Reihen, ich war größer als die meisten und die einzige, deren Haar nicht schwarz glänzte. Sie waren jung oder, wie man sagt, im besten Alter, um Geld zu verdienen für ihre Kinder und Eltern, die zu Hause zurückgeblieben waren. Mayumi kannte fast jeden hier. Sankt Anthonys war offenbar eine kleine philippinische Insel im gelobten Land.
Die Lieder ließen mich alles vergessen. Sobald der Chor ein neues intonierte, warf der Overhead-Projektor den englischen Text an die Wand, und die Gemeinde fiel in die Melodie ein. Der Jubel füllte die Kirche und bald auch meine Lungen; er trug uns hinweg, über den Indischen Ozean oder das Mittelmeer, jeden in seine Richtung. Der Schatten einer Hand schob die Textfolie immer weiter nach oben, und während wir den Herrn aus tiefster Seele lobten, drückte die junge Frau neben mir verstohlen ein paar Tränen in ihr Taschentuch. Zum „Vater unser“ fasste mich Mayumi an der Hand, meine Nachbarin zur Rechten stopfte das Taschentuch in ihre Tasche, und die ganze Kirche verwandelte sich in eine singende Menschenkette. Danach folgte ein philippinisches Lied, in das ich erst zögernd und dann immer lauter einstimmte. „Nang Dioys, nang dioys…“, sang ich, Mayumi drückte fest meine Hand, lachte mir ins Gesicht und zeigte auf den Wochenbrief, der Mitglieder für den Chor suchte. „Have a more meaningful Saturday. Come and serve the Lord through singing, share the talent, HE has given to you.“ Später schoben wir uns mit der Menge nach draußen, und ich sah über die anderen Köpfe hinweg meine Banknachbarin, in den Armen einer Freundin. Das alles machte mein Heimweh nicht unbedingt besser.

Als ich das nächste Mal mit meiner Mutter telefonierte, waren die Risse in meiner Stimme nicht mehr zu überhören. Ohne Widerspruch zu dulden, schenkte sie mir zu Weihnachten einen Flug nach Hause. Meine Seele war inzwischen wund genug, um das Angebot nicht abzulehnen.
Danach ging alles verdammt schnell. Nachdem Alón mir versprochen hatte, ab und an bei der alten Dame vorbeizuschauen, ging ich Weihnachtsgeschenke einkaufen. Noa fand die Vorstellung wildromantisch und begleitete mich.
Anders als in Deutschland waren die Geschäfte um diese Jahreszeit so voll oder leer wie immer, die Verkäuferinnen waren entspannt, und wir hatten meine Liste nach zwei Stunden abgearbeitet. Ich fing allmählich an, mich auf Weihnachten zu freuen. Das einzige Geschenk, das mir am Ende noch fehlte, war das Geschenk für meinen Vater. Noa versuchte mir auf die Sprünge zu helfen, doch wir kamen nicht zusammen.
„Hat er Hobbys?“ – „Er arbeitet.“ – „Ich meine nach der Arbeit.“ – „Isst er zu Abend.“ – „Macht er Sport?“ – „Er geht jeden Morgen um sechs Uhr schwimmen.“ – „Vor der Arbeit“, stellte Noa klar. „Und eine Badehose hat er schon.“ – „Liest er?“ – „Seine Akten“, sagte ich. „Die nimmt er sogar abends mit ins Bett.“ Das reichte erst einmal. Ich beschloss, dass ich mir vorerst genug Gedanken über meinen Vater gemacht hatte.
„Lass uns einen Kaffee trinken“, sagte ich. „*Tola’at Sfarim?*“, schlug Noa vor. Der Tola’at Sfarim, also der Bücherwurm, lag auf dem Weg. Er war ein Café mit Buchhandlung oder eine Buchhandlung mit Café in der Nähe des Kikar Rabin.
„War dein Vater schon mal in Israel?“, fragte Noa, nachdem wir bestellt hatten. Sie konnte wirklich hartnäckig sein. „Nein.“ – „Kommt er dich besuchen?“ – „Bist du verrückt?“ – „Warum?“ – „Weiß nicht.“ Ich wusste es tatsächlich nicht so genau. Ich wusste nur: Israel war nicht das Land meines Vaters.
Vielleicht hatte er ganz einfach Angst, hier jeden Augenblick in die Luft zu fliegen. Marietta Slomka sprach zu Hause schließlich von nichts anderem als dem Terror in Israel, und auch Caren Miosga hatte den Strand von Tel Aviv noch mit keinem Wort erwähnt. Wie also sollte man sich vorstellen, dass hier normales Leben möglich war, man sich an den Alltag gewöhnte, viel schneller als gedacht.
„Ich weiß nicht“, sagte ich noch einmal. „Wir haben nie darüber gesprochen.“ Ich kratzte mit meinem Löffel in der Kaffeetasse, obwohl von Milchschaum keine Spur mehr. „Mal abgesehen davon, ist mein Vater nicht unbedingt glücklich darüber, dass ich hier bin.“ – *„Lama?“,* fragte Noa.
Ich versuchte, ihr meine Geschichte zu erklären. Gar nicht so leicht. Der Bücherwurm hatte so gar nichts von meinem Büro in der zehnten Etage. Die dicken, roten Gesetze. Der time sheet neben meinem Telefon. Karl, der Freund meines Vaters. Mein Vater. Die Hoffnung auf eine solide Karriere. Oder doch wenigstens einen geraden Lebensweg. Ich hörte mich sprechen und dachte dabei, dass meine Worte nicht zu mir gehörten. Als wären die Gefühle, die seit Jahr und Tag mit diesen Worten verbunden waren, mit der Zeit in Israel taub geworden. Berlin schien auf einmal so unvorstellbar weit weg.
„*Hey, gibora* …“, sagte Noa schließlich, um mich aus meinen ganzen Grübeln zu befreien. „Hey, Heldin. Ich bin jedenfalls glücklich darüber, dass du hier bist.“ Ich musste lachen. „*Ma?“,* fragte sie. „Was?“ – „Von wegen Heldin“, sagte ich. „Eigentlich bin ich hier doch die Anti-Heldin. Deutsch. Christlich. Kinderlos. Viel unterschiedlicher kann man kaum sein.“ Noa zuckte mit den Schultern. „Vielleicht bist du ja gerade deshalb hier.“ Sie schien eben so wenig zu wissen wie ich, was genau sie damit meinte. Aber es klang plausibel.
Als wir das Café durch die Buchhandlung verließen, blieb Noa an einem Büchertisch stehen. „Interessiert er sich für Architektur?“, fragte sie und drückte mir einen Bauhaus-Führer in die Hand.
Ich blätterte durch die Bilder, runde Balkone, verglaste Treppenhäuser, schlichte Formen. Das war schließlich auch Israel. Oder doch wenigstens Tel Aviv, die weiße Stadt, wenn auch mancherorts in einem traurigen Zustand. Ich musste daran denken, dass sich mein Vater bei seinen Berlin-Besuchen für jede neue Baustelle begeisterte. Hätte ich eigentlich auch selbst drauf kommen können. „Vielleicht keine schlechte Idee“, sagte ich. „Hat ja auch etwas mit mir zu tun.“

48 Stunden vor dem Heiligen Abend setzte mich Alón am Flughafen ab. Kaum hatte ich die Halle betreten, nahm mir die Frau von der Sicherheit auch schon meinen Pass ab. Sie ließ mich wissen, dass sie mir ein paar Fragen stellen müsse, und ich beschloss, sie geduldig zu beantworten. Schließlich war demnächst Weihnachten.
„Wer hat Sie hergebracht?“
„Wo wohnen Sie in Tel Aviv?“
„Haben Sie Familie in Israel?“
„Was machen Sie den ganzen Tag?“
„Haben Sie palästinensische Freunde?“
So ging es endlos weiter. Bis sie sich schließlich mit einer Kollegin zurückzog und ihr anvertraute, was sie über mich herausgefunden hatte. Inzwischen fragte ich mich schon nicht mehr, was die israelische Sicherheit mein Privatleben eigentlich anging. Sobald

Carmel Markt in Tel Aviv. Foto: MBR

sie anfingen zu fragen, fühlte ich mich ertappt, ohne etwas getan zu haben, und bekam Angst, mich in Widersprüchen zu verheddern. Also strich ich mein Leben so glatt wie möglich und wiederholte gebetsmühlenartig: „Ich bin in Israel, weil ich das Land mag.“ Dass ich es hasste, wie eine Kriminelle behandelt zu werden, sagte ich nicht.

Mit meinem Pass in der Hand kam die Frau von der Sicherheit zurück zu mir. Sie bat mich, meine Reisetasche zu öffnen und wühlte sich ohne Vorwarnung durch meine Hosen, Bücher und Pullis. Obenauf hatte ich mein schwarzes Seidenkleid gelegt, das ich zu Heiligabend tragen wollte, bis eben war es frisch gebügelt gewesen.

Am Ende lagen meine Habseligkeiten in drei großen, grauen Plastikwannen. Socken, Tagebuch, Zahnbürste, BHs, Haustürschlüssel, Joggingschuhe und die Weihnachtsgeschenke, die mittlerweile in trostlos verknautschten Papieren steckten. Die Frau von der Sicherheit hatte sich AIDS-Handschuhe übergezogen, so als wäre meine Tasche eine ansteckende Krankheit, und rührte mit einem Plastikstab immer und immer wieder darin herum. Nach einer Ewigkeit stellte sie die drei grauen Wannen vor mir ab und sagte: „Das war’s. Sie können wieder einpacken.“

Ich hatte mir Zeit genommen, um meine Tasche ausnahmsweise mal in Ruhe packen zu können und schließlich den Reißverschluss kaum zubekommen. Was jetzt vor mir lag, war nicht mehr als eine traurige Masse aus Stoff, Leder und Papier. Ich musste an die Trödler denken, die morgens mit ihren abgemagerten Pferden durch meine Straße fuhren. „Alte Sachen, alte Sachen“, riefen sie auf jiddisch und luden Kühlschränke, Lampen und Stühle auf ihre Kutschen. Was man in Tel Aviv nicht mehr brauchte, stellte man einfach auf die Straße, irgendjemand würde es schon mitnehmen. Mir fiel das beigefarbene Sofa wieder ein, das lange Zeit vor meiner Haustür gestanden hatte. Jahrelang hatten Menschen darauf gesessen, in einem Wohnzimmer, sie hatten geredet, gestritten und ihr Leben geplant. Irgendwann stand das Sofa auf der Straße, von jetzt auf gleich ohne Nutzen, zum Abschuss freigegeben. Eine Weile hatten die Katzen in den Kissen gewohnt, die Bezüge zerrissen und in die Polster gepinkelt. Bis das Sofa eines Tages spurlos verschwunden war. Auf dem Bürgersteig verloren die Dinge ihren Wert. In einer grauen Plastikwanne auch. Ich wurde immer nervöser. In anderthalb Stunden ging mein Flug. In weniger als 48 Stunden war Weihnachten. Doch ich hielt es für das Klügste, mir meine Unruhe nicht anmerken zu lassen, alles andere würde mich erst recht verdächtig machen. Also setzte ich ein Pokerface auf und gab meinen Dingen ihre Ordnung wieder.

„Wann geht Ihr Flug?“, fragte die Frau von der Sicherheit. – „23.30 Uhr“, sagte ich. Sie sah skeptisch auf ihre Uhr. „*Ma koré*“, fragte ich. „Was ist los?“ Doch sie würdigte mich keines Blickes. Das ging mich überhaupt nichts an.

Dann führte sie mich in einen abgelegenen Raum hinter den Schaltern, der nur mit einer Code-Karte zu betreten war, und spätestens jetzt sah ich mein Flugzeug ohne mich abfliegen. Die Frau griff nach einer Elektrosonde und fuhr über meinen Körper. „Ziehen Sie die Hose runter“, sagte sie schließlich und versuchte ihre Stimme so selbstverständlich wie möglich klingen zu lassen. „Das ist nicht ihr Ernst.“ – „Ich kann meinen Supervisor holen“, beeilte sie sich zu sagen und war schon fast hinter dem Vorhang verschwunden.

Eine ohnmächtige Wut durchflutete meinen Körper. Dabei wollte ich dieses Land doch nur verlassen. Nichts lieber als das. Ums Gehen ging es hier, nicht ums Kommen. Doch vielleicht wollten sie mir vor meinem Abschied noch schnell die Wiederkehr verleiden. Anders konnte ich mir das alles nicht erklären.

„Ich kann meinen Supervisor holen“, sagte die Frau noch einmal, in der Hoffnung, mich, also das Problem, gleich weiter reichen zu können. Den Gefallen aber tat ich ihr nicht. Die Minuten zerronnen. Außerdem hatte ich nicht vor, das Publikum für meinen Strip unnötig zu vergrößern. Ich wollte nur noch weg, in mein Flugzeug, nach Hause. Mit gepresstem Atem ließ ich meine Hose runter, die mir augenblicklich in die Kniekehlen rutschte. Danach vermieden wir es, uns noch einmal in die Augen zu sehen.

Schließlich begleitete sie mich bis zur letzten Kontrolle vor den Gates. Neben mir sah ich einen Mann mit dunklerer Hautfarbe als der meinen, auch er in Begleitung der Sicherheit. Ohne ein Wort gab sie mir meinen Pass zurück und ich rannte los.

Tel Aviv. Foto: MBR

Mitten unter uns

Neue Ausstellung über Landjuden wandert durch Unterfranken

Jakob Kohnstam lebte im 19. Jahrhundert in Haßfurt mitten unter uns, erzählt die Ausstellung, die im Oktober im Landratsamt Würzburg eröffnet wurde. Der jüdische Weinhändler verkaufte auch Spirituosen und Bücher. Besonders neugierig macht, dass er Gedichte schrieb und sie wohl auch veröffentlichte. Und wer war Sara, die jüdische Ärztin im Würzburg des 15. Jahrhunderts?
Dieser biographische Aspekt weckt das Interesse an der historischen Präsentation, die 900 Jahre Landjudentum in Unterfranken zeigen möchte. Ein Ausstellungssegment widmet sich folglich den Lebensgeschichten von unterfränkischen Juden, darunter auch Lore Fleischmann, 1931 in Obbach geboren und 1942 im Raum Lublin im Alter von 11 Jahren ermordet, und Julius Frank, der um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert seine Kindheit und Jugend in Steinach an der Saale, Kitzingen und Mainstockheim verbrachte.

Die Ausstellung „Mitten unter uns“. Foto: Rebecca Denz

Wanderausstellung

Als Wanderausstellung für die neun unterfränkischen Landkreise konzipiert, greift sie neun Themen auf, die exemplarisch die Kultur des Landjudentums in Unterfranken zeigen. Dargestellt werden Lebenswelten wie „Wirtschaft und Armut in der Frühen Neuzeit“, „Religiöses Leben“ oder „Christlich-jüdische Koexistenz“. Bis zu 200 jüdische Gemeinden gab es einmal in Unterfranken. 1932 waren es noch immer 108 jüdische Gemeinden, bevor die Nazis sich an ihr Vernichtungswerk machten. „Den Menschen und ihrer Kultur, die ein Teil Unterfrankens sind, soll mit dieser Ausstellung ein Denkmal gesetzt werden“, betont Projektmanagerin Rebekka Denz.

Chanukka

In einem weiteren Teil zeigt die Ausstellung Einrichtungen jüdischer Gemeinden, das jüdische Bildungswesen oder Frau und Mann in der jüdischen Tradition. Den verschiedenen Sprachen, in denen unterfränkische Juden in unterschiedlichen Lebensfeldern und Epochen kommunizierten, ist eine eigene Tafel gewidmet. Dazu gehört auch eine Audiostation. Besucher können hier ein hebräisches Gebet und Ausschnitte eines jiddischen Chanukkaliedes hören. Die deutschen Übersetzungen stehen zum Mitlesen zur Verfügung. Auch ein deutschsprachiges Interview, in dem eine christliche Frau von ihrer Arbeit als Dienstmädchen bei einer jüdischen Geschäftsfrau berichtet, steht als Tondokument bereit.

Verantwortlich erarbeitet wurde die Ausstellung, neben vielen ehrenamtlichen Beiträgern in den Landkreisen, von Dr. Rotraud Ries, Leiterin des Johanna-Stahl-Zentrums in Würzburg, und von Rebekka Denz vom Kooperationsprojekt Landjudentum in Unterfranken. Ihnen allen dankte Landrat Eberhart Nuß für den Landkreis Würzburg als Projektträger auf der Eröffnungsveranstaltung, an der auch Landesverbandspräsident Dr. Josef Schuster teilnahm.

Die Wanderausstellung soll bis Ende 2014 in allen Landkreisen und kreisfreien Städten gezeigt werden. Nächste Stationen nach Würzburg waren bereits Bad Brückenau und Hammelburg. Bis zum 2. Dezember ist sie im Landratsamt von Bad Kissingen zu sehen.

Benno Reicher

Ausstellungseröffnung im Würzburger Landratsamt mit, v. rechts: stellv. Landrätin Elisabeth Schäfer, Landesverbandspräsident Dr. Josef Schuster, Bürgermeisterin Marion Schäfer-Blake, Dr. Rotraud Ries vom Johanna-Stahl-Zentrum, Rebecca Denz vom Projekt Landjuden und auf der linken Seite der Ausstellungstafel der Projektträger Landrat Eberhard Nuß. Foto: Eva-Maria Schorno

Weitere Informationen und Termine:
http://www.landjudentum-unterfranken.de/projekte/Wanderausstellungen

Chuppasteine in Süddeutschland

Bei Exkursionen zu Stätten früheren jüdischen Lebens in Süddeutschland werden meistens ehemalige Synagogen und jüdische Friedhöfe besucht. An einigen einstigen Synagogen findet man auch heute noch an der Außenwand einen Chuppastein, auch Traustein oder Hochzeitsstein genannt. Die Exkursionsteilnehmer wollen dann natürlich wissen, um was es sich da handelt.

Der Name des Steins kommt vom hebräischen Wort Chuppa, was eigentlich Baldachin bedeutet. Die Chuppa ist der Baldachin, der aus Stoff besteht und an den vier Ecken durch Stangen festgehalten wird, die entweder im Boden befestigt sind oder von vier jungen Männern gehalten werden. Unter diesem Baldachin findet die Trauungszeremonie, meist in einem Hochzeitssaal (Olam), oft auch unter freiem Himmel vor oder neben der Synagoge statt. Eigentlich wissen nur wenige Menschen in Süddeutschland und in Israel um die Bedeutung des Chuppasteins, den meisten – Juden wie Nichtjuden – ist er relativ fremd.

Um den Chuppastein zu verstehen, muss man sich die jüdische Hochzeit ein wenig vor Augen führen. Die meisten jüdischen Trauungen (beim Konservativen und Reformjudentum kann es einige, wenn auch nicht sehr bedeutende Abweichungen geben) verlaufen nach einer bestimmten Abfolge: Zu Beginn der Hochzeitszeremonie versammeln sich die Festgäste in einem großen Saal (Olam) oder früher vor oder in der Synagoge. Braut und Bräutigam sind getrennt. Die Braut sitzt auf einem Sessel oder Stuhl in der einen Seite des Raumes, ihr Gesicht ist nicht verschleiert; neben ihr stehen die Mutter und die Schwiegermutter. Auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes wartet der Bräutigam, begleitet von Vater und Schwiegervater. Kurz vor Beginn der Trauung setzen sich der Bräutigam, die beiden Väter, zwei Trauzeugen (Ejdim), evtl. noch andere Persönlichkeiten und der Rabbiner, der die Trauung vollzieht, an einen Tisch. Hier wird jetzt die Hochzeitsurkunde (Ketuba) ausgefüllt, ein Dokument, in dem u.a. auch festgelegt wird, welche Summe der Bräutigam im Falle einer Scheidung zu zahlen hat. Nachdem die Ketuba, eine schlichte Fassung für die persönlichen Unterlagen der Braut und eine prächtige, farbige zum Vorzeigen, von den beiden Zeugen, dem Bräutigam und dem Rabbiner unterzeichnet worden sind, beginnt der eigentliche Trauungsakt. Der Bräutigam schreitet, begleitet von Vater und Schwiegervater, zur wartenden Braut. Hier erfolgt nun das „Bedecken“. Der Bräutigam bedeckt das Gesicht der Braut mit dem Schleier, damit es ihm nicht so ergeht wie einst Jakov, der statt Rachel, um die er gearbeitete hatte, ihre Schwester Lea untergeschoben bekam. Dann schreitet er mit beiden Vätern zur Chuppa. Jetzt erhebt sich die Braut und geht, begleitet von beiden Müttern, zu dem unter der Chuppa wartenden Bräutigam. Beide Zeugen und die Eltern stehen auch neben dem Brautpaar. Nun kommt der Rabbiner und singt drei Segenssprüche (Berachot) der biblischen Verlobungszeremonie. Das Brautpaar nimmt aus dem Becher einen Schluck Wein. Nach einer kurzen Ansprache des Rabbiners steckt der Bräutigam der Braut den Trauring an den rechten Zeigefinger und sagt dabei: „Mit diesem Ring bist Du mir angeheiligt nach den Gesetzen von Moses und Israel.“ Dies bedeutet symbolisch die Aneignung der Braut durch den Bräutigam und ihre Zustimmung dazu. Im Reformjudentum steckt auch die Braut dem Bräutigam einen Ring an den Finger. Bei orthodoxen Trauungen, sowohl bei europäischen als auch bei orientalischen Juden, wird anschließend der Ehekontrakt (Ketuba) in aramäischer Sprache laut verlesen. Danach werden weitere drei Danksprüche gesungen und erneut ein Schluck Wein aus dem Becher getrunken, den jetzt aber der Bräutigam der Braut reicht (während dies beim ersten Mal die Mutter tat). Anschließend wird der Braut die Ketuba überreicht, die sie gut aufheben muss. Nun folgt der letzte Akt der Trauungszeremonie, das Zertreten des Glases. Dieses Zertreten soll symbolisieren, dass sogar im Augenblick des höchsten Glücks, der ja die Trauung sein sollte, jeder Jude in der ganzen Welt seine Trauer über die Zerstörung Jerusalems zum Ausdruck bringt. Der Rabbiner (eigentlich kann jeder Jude eine Trauung durchführen) spricht daher den Satz aus Psalm 137, 5: „Wenn ich deiner vergessen sollte, Jerusalem, möge meine rechte Hand verdorren….“, den dann der Bräutigam wiederholt. Danach zertritt er mit dem Fuß ein Glas, das verpackt ist, um Verletzungen zu vermeiden. Mit dem von allen laut gesprochenen „Masal tow“, „Gut Glück“, endet die eigentliche Trauungszeremonie und es beginnt das Hochzeitsfest, die Chatuna.

Auch in den früheren jüdischen Gemeinden Süddeutschlands wird die Trauung und Hochzeit in der gleichen Reihenfolge abgelaufen sein – bis auf eine wesentliche Ausnahme. Am Ende der Zeremonie zertrat der Bräutigam nach dem Wiederholen des Psalms nicht das Glas, sondern er zerschmetterte es an dem in der Nähe der Chuppa an der Synagoge befindlichen Chuppastein. Die heute noch an oder in einigen ehemaligen Synagogen befindlichen Chuppasteine (die meisten sind in Unterfranken z.B. in Urspringen, Laudenbach, Obernbreit, Hüttenheim oder in Altenkunstadt) waren so ein fester Bestandteil der Trauungszeremonie. In fast allen Chuppasteinen sieht man einen Stern, im Zentrum häufig das hebräische MT (Masal Tow), manchmal (wie in Obernbreit) auch eine hebräische Jahreszahl, die das Datum der Erbauung der Synagoge angibt und den Auszug aus Jeremias 7, 34 und 33, 1: „*Kol sasson we kol simcha, kol chatan we kol kalla,* Stimme des Jubels, Stimme der Freude, Stimme des Bräutigams, Stimme der Braut.“

Es ist in der Tat erfreulich, dass sich solche Chuppasteine an relativ vielen Orten Süddeutschlands, und ganz besonders Frankens, erhalten haben. Zu verdanken ist dies oft den Besitzern des jeweiligen Synagogengebäudes. *Israel Schwierz*

Datenbank „Juden in Unterfranken“

Früher hatte man biographische Lexika, in denen Artikel zu den wichtigen, klugen und einflussreichen Personen zu finden sind – die meisten von ihnen Männer. Heute bietet man solche Informationen in Datenbanken an und erhält damit die Möglichkeit, die Informationen zu vernetzen. Zielt man nicht auf Individuen ab, sondern auf Gruppen „normaler“ Menschen und ihre Einbindung in Familie und Verwandtschaft, Vereine oder Wohnorte, so bieten Datenbanken umso mehr sinnvolle Strukturen für Sammlung und -verknüpfung.

In Aschaffenburg entstand bereits vor Jahren ein Projekt, das sich zunächst die Erfassung der Juden am bayerischen Untermain in einer Datenbank zum Ziel setzte. Hierin wird jede Person durch die Zuordnung zu den Eltern in ein Verwandtschaftsgeflecht eingeordnet. Die Darstellung mehrerer Generationen einer Familie ist möglich. Ursprünglich vom Förderverein Haus Wolfsthalplatz e.V. initiiert, hat sich der Entwickler der Datenbank, der Informatiker Oded Zingher, inzwischen an das Kooperationsprojekt „Landjudentum in Unterfranken“ angeschlossen, über dessen Homepage die Datenbank genutzt werden kann. Mittlerweile ist auch ganz Unterfranken einbezogen.

Neben den Daten zum Raum Aschaffenburg, deren Fehler noch zu den „Kinderkrankheiten“ der Datenbank zählen, sind nun auch sämtliche Personen des Biographischen Handbuchs Würzburger Juden erfasst. Mehrere ehrenamtliche Mitarbeiter arbeiten daran, die Informationen des Handbuchs komplett einzugeben und durch eine umfangreiche Verlinkung mit Stolpersteinseiten, Deportationslisten, Grabsteindokumentationen und anderen Quellen zu erweitern. Das Projekt ist ein „work in progress“, an dem ständig weiter gearbeitet wird, noch nicht perfekt, aber mit bemerkenswerten Potentialen. *Rotraud Ries*

http://www.landjudentum-unterfranken.de/materialien
http://www.johanna-stahl-zentrum.de/

Dr. Rotraud Ries leitet das Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken.

Neue Suchliste für geraubte Bücher

Die Stadtbibliothek Nürnberg beherbergt eine bedeutende Sammlung in der NS-Zeit geraubter Bücher, bestehend aus 9000 Schriften, die vor allem verfolgten Juden und Freimaurern in der Zeit zwischen 1933 und 1945 entzogen wurden. Eine in Inhalt, Herkunft und Zusammensetzung vergleichbare Schriftensammlung existiert unseres Wissens in keiner anderen deutschsprachigen Bibliothek. Diese Bestände, die heute unter dem Namen „Sammlung Israelitische Kultusgemeinde (IKG)“ zusammengefasst sind, wurden bei Kriegsende in den Redaktionsräumen des antisemitischen Hetzblattes „Der Stürmer“ sowie in Julius Streichers Landgut in Cadolzburg bei Fürth aufgefunden. Knapp 1400 Namen von Vorbesitzern aus ganz Europa lassen sich auf der umfangreichen neuen Suchliste der Nürnberger Stadtbibliothek finden, die vor kurzem auch im Internet veröffentlicht wurde.

Seit 1997 bemühen sich die Stadt und die Israelitische Kultusgemeinde Nürnberg gemeinsam um eine Erschließung und Restitution der Sammlung, bzw. einzelner Schriften daraus. Im September 2002 unterzeichneten die Israelitische Kultusgemeinde als Eigentümer und Leihgeber und die Stadt als Leihnehmer einen Vertrag zur dauerhaften Regelung des Verbleibs der Sammlung. Neben den juristischen Details wurden im Vertrag die Absichten beider Seiten festgehalten. Dazu gehören die komplette Neukatalogisierung der Bestände, einschließlich der Erfassung sämtlicher Besitzhinweise, die etwaige Restaurierung beschädigter Schriften und die erklärte Absicht, sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Bislang wurden unter den etwa 9000 Schriften insgesamt 3690 provenienztragende Schriften festgestellt, 2200 Vorbesitzer – 1895 Einzelpersonen und 305 Körperschaften – konnten namhaft gemacht werden. Besitzeinträge bzw. Provenienzeinträge wurden in verschiedenster Form vorgefunden: Schriftzüge, Autorenwidmungen, Umschlags- und Rückenprägungen, Stempel und Prägestempel, Exlibris, Etiketten in Form von Buchhändler- und Buchbinderzeichen, Briefe, Briefumschläge, Post- und Ansichtskarten, Briefmarken, Visitenkarten, Fotografien, Quittungen, Geldscheine, Notizzettel, Formulare und Bibliothekskarteikärtchen.

Die bisherigen Untersuchungen lassen auf die geographische Herkunft der Schriften aus 495 Orten von Aachen bis Zuromin in 23 Ländern schließen, darunter Albanien, Chile, Deutschland, England, Italien, Litauen, Polen, Russland, Schweiz, Ungarn und USA.

Mit Hilfe von mehr als 500 Quellen – von Nachschlagewerken über Schriften bis hin zu Datenbanken und nicht zuletzt dem Internet – wurde aus den oft kryptischen und spärlichen Hinweisen ermittelt, um welche Person oder Körperschaft es sich bei dem Vorbesitzer handelt. Der Austausch mit Zeitzeugen, Familienmitgliedern und Forschern in Archiven im In- und Ausland ergänzte diese Recherche. Die Publikation dieser Namen dient als sinnvolles Instrument für die Suche und Kontaktaufnahme der Vorbesitzer und deren Nachkommen.

Seit Beginn der Veröffentlichungen konnten knapp 200 Schriften an die ursprünglichen Vorbesitzer bzw. deren Nachkommen – Personen und Institutionen – in Canada, Deutschland, Großbritannien, Israel, Österreich, der Schweiz und den USA zurückgegeben werden. Weitere Restitutionen an wenigstens 20 Familien stehen unmittelbar zuvor.

Die Bestände der Sammlung stammen größtenteils aus dem Besitz von Personen und Institutionen, die in der Zeit von 1933 bis 1945 zu Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung wurden: Juden, Freimaurer, Mitglieder und Funktionäre der Arbeiterbewegung und Vertreter verschiedener christlicher Glaubensrichtungen. Ihr Besitz fiel einem gewaltigen Raubzug anheim, dessen Ausmaße wir heute nur schätzen können. Die Menge der ursprünglich aufgefundenen Schriften ist unbekannt. Die Bestände wurden 1945 von der US-Armee bzw. von der gleich nach Kriegsende eingerichteten amerikanischen Militärregierung beschlagnahmt und zunächst teilweise der Stadtbibliothek Nürnberg übergeben. Ende 1945 oder Anfang 1946 übertrug die Militärverwaltung den Besitz dieser Schriften der sich eben neu konstituierenden Israelitischen Kultusgemeinde in Nürnberg. Es kann darüber hinaus nicht ausgeschlossen werden, dass Teile der „Streicher-Bibliothek“, ganz ähnlich wie andere Sammlungen von gedrucktem Raubgut, über das Central Collecting Point in Offenbach am Main – der Hauptsammelstelle geraubter jüdischer Bibliotheken, Archivdokumente und Ritualgegenstände in der amerikanischen Besatzungszone – auch nach Israel gelangten. Eine Erforschung dieser vermutlich sehr großen Bestände auf die Feststellung ihrer Herkunft an Hand der Provenienzeinträge steht noch aus.

Die Sammlung IKG stellt sich uns heute nicht als Ergebnis eines eindeutig erkennbaren, inhaltlich bestimmten Sammlungswillens dar, sondern als Anhäufung von Fragmenten verschiedenster Schriftensammlungen, die zwar manche thematischen Schwerpunkte erkennen lassen, aber insgesamt ein höchst heterogenes Gebilde ergeben, das letztlich dem räuberischen Impetus der Nazis geschuldet ist. Es werden auch nach noch so gründlichen Recherchen niemals sämtliche Geheimnisse und Rätsel dieser Schriftensammlung gelüftet werden können.

Die Sammlung IKG umfasst heute Schriften in 28 Sprachen: Altsyrisch, Aramäisch/Chaldäisch, Bulgarisch, Dänisch, Deutsch, Englisch, Esperanto, Finnisch, Französisch, Griechisch (alt und neu), Hebräisch (alt und neu), Italienisch, Jiddisch, Lateinisch, Lettisch, Niederländisch, Norwegisch, Polnisch, Portugiesisch, Rumänisch, Russisch, Schwedisch, Serbokroatisch, Tschechisch, Ungarisch und Ukrainisch.

Anhand von Datumseinträgen lassen sich viele Bände auch nach ihrer zeitlichen Herkunft einordnen. Die Angaben in den Büchern beziehen sich auf den Zeitraum von 1648 bis 1944, am häufigsten sind Bücher aus den Jahren 1860 bis 1940 vertreten, was auch durch die Erscheinungsdaten der katalogisierten Schriften belegbar ist.

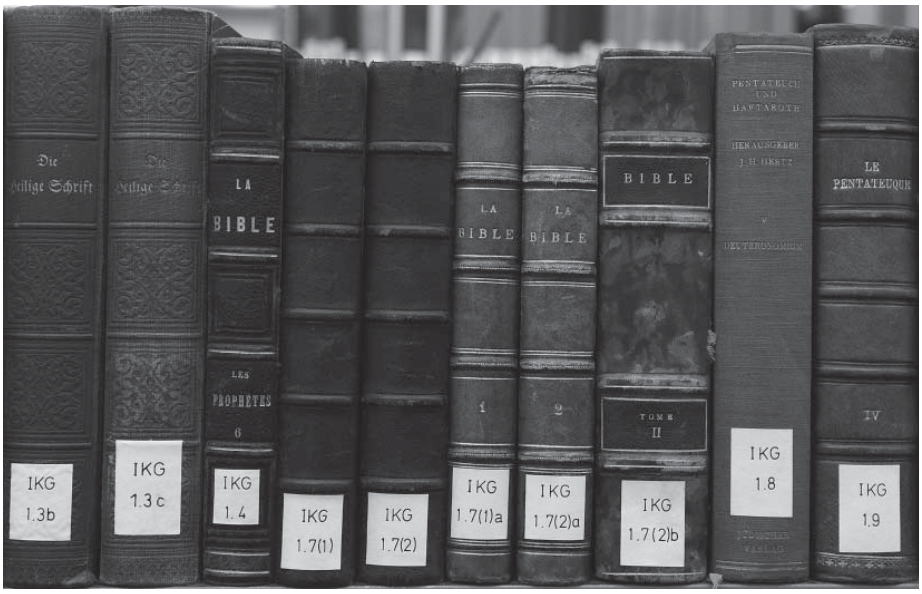
Eine Besonderheit stellen die Schriften dar, die dem *Stürmer* von seinen Lesern und Freunden zugesandt worden sind. Unter diesen wiederum lassen sich auch geraubte Bücher nachweisen:

„Dieses Buch fand ich am 8/VI 44 an der Adria, in einem abseits gelegenen Hause. Nachdem ich es mehreremale durchblättert habe, fand ich es als ein lehrreiches, von Juden niedergeschriebenes Werk, und stelle es dem Stürmer zur Verfügung. Zur Zeit im Felde, F. P. Nr. 05011 am 26//X 1944, Heinrich Tiefenthaler“ (Schriftzüge in: Moses Mendelssohns sämtliche Werke).

Ein weiteres Beispiel:

„Dir, liebe Mutter, sei dieses Werk gewidmet zur Erhebung und Erbauung in den sabbatlichen Mußestunden deines Alleinseins von deinem dich liebenden Sohn Sebald. / Marisfeld, Erew Rosch Haschana Taw Resch Ajin Daled (= 5674 = 1913/14), am Tage der Beendigung der Schiwa für unseren lieben Vater (dt.-hebr. Schriftzug). Am 20. Elul 5683 Samstag den 1. September 1923 starb mein lieber guter Mann. Er ruhe in Frieden! Bertha Müller “ (Eintrag in: Bibel- und Talmudschatz. Ein Buch für die jüdische Familie).

Der Nürnberger Kantor und Lehrer Sebald Müller wurde zusammen mit seiner Familie am 29. 11. 1941 nach Riga-Jungfernhof verschleppt und ermordet. Schriften aus seiner Sammlung konnten vor kurzem seinem Sohn als einzigem Überlebenden der Familie rückerstattet werden.



Alle Fotos: Stadt Nürnberg

Die Provenienzeinträge gewähren immer wieder aufschlussreiche und bewegende Einblicke in Lebensumstände und Schicksale von Menschen und Institutionen, die vertrieben oder vernichtet wurden. Die Sammlung birgt Erinnerungen, manchmal auch ein letztes Lebenszeichen und kann deshalb in mancherlei Hinsicht als historisches Dokument gelesen werden.

An die Dokumentation aller Besitzeinträge schließen sich, wo immer möglich, aktive Recherchen zur Identifikation der ehemaligen Eigentümer und zur Einleitung von Restitutionsverhandlungen mit den Vorbesitzern, ihren Nachkommen oder Nachfolgeinstitutionen an. Diese Bemühungen stoßen leider häufig an Grenzen. Charakteristisch für die ehemalige *„Bücherei der Schriftleitung bzw. der Hauptschriftleitung des Stürmer“* ist die breite geographische Streuung der in den Besitzeinträgen genannten Orte. Dem „Stürmer“ wurden nicht nur Bücher aus Nürnberg, Franken oder dem Gebiet des Deutschen Reiches zugesandt; mit den Annektionen und Besetzungen seit 1938 fielen Bücherbestände auch aus diesen Gebieten an. Detaillierte Recherchen können aber nicht an allen Orten vorgenommen werden.

Wie kamen diese Bücher nach Nürnberg? Im „Stürmer“ konnte man jahrelang lesen:

„Stürmerleser! Viele unserer Stürmerleser sind im Besitze jüdischer und antijüdischer Bücher, Dokumente, Bilder, Zeitschriften usw., die für sie wenig Bedeutung haben. Für das Stürmer-Archiv sind diese Dinge jedoch sehr wichtig. Wir ersuchen daher unsere Stürmerfreunde, unsere Sammlung durch Zusendung solcher Gegenstände ausbauen zu helfen. Die Schriftleitung des Stürmers / Nürnberg = A, Pfannenschmiedsgasse 19.“

Mit diesem Aufruf warb Julius Streicher viele Jahre in seinem Wochenblatt um Material für seine publizistischen Zwecke. Er warb nicht vergeblich. Es lässt sich heute nicht mehr rekonstruieren, welche und wie viele Schriften, Dokumente und Archivalien in der *„Bücherei der Schriftleitung und der Hauptschriftleitung des Stürmer“* aufbewahrt wurden. Auch inwieweit diese Materialien in die Redaktionsarbeit des „Stürmers“ einflossen, ist weitgehend unerforscht.

Die *„Bücherei der Schriftleitung des Stürmer“* erhielt spätestens am 1. Juli 1942 eine bedeutende „Bereicherung“. An diesem Tag wurden alle jüdischen Schulen in Deutschland geschlossen. Die Israelitische Volksschule Nürnberg war auf Befehl der NS-Behörden im März 1934 in der Oberen Kanal Straße 25 eröffnet worden. Ihr Vorläufer war die Schule der *Adas Israel* gewesen, was an Hand der Buchbesitzer leicht verifiziert werden kann. Zu dieser Schule gehörte auch eine Schulbibliothek, die durch die mitgebrachten Lehrmaterialien vieler neuer Schüler erweitert wurde. Am 10. 6. 1943, dem zweiten Tag des jüdischen Schawuot-Festes, drangen Gestapo-Beamte in die Synagoge ein und verkündeten den dort gerade Gottesdienst abhaltenden Gemeindemitgliedern die Auflösung der *Reichsvereinigung der Juden in Deutschland* und die Beschlagnahmung des noch vorhandenen Gemeindebesitzes, einschließlich der Reste der Gemeindebibliothek.

Der Rückerstattung verfolgungsbedingt entzogenem Kulturguts an seine Vorbesitzer bzw. an deren Rechtsnachfolger ist weit mehr als nur eine juristische Auflage, sie ist eine ethisch-moralische Verpflichtung, die trotz immenser sachbedingter Hürden eine Daueraufgabe ist und wohl auch bleiben wird. Die Feststellung der tatsächlichen Besitzverhältnisse alleine ist schon problematisch genug, mit den jeweiligen Familien oder den Nachfolgern der zerstörten Institutionen in Kontakt zu kommen, fällt noch viel schwerer.

Manche Restitutionsvorgänge können sich über Jahre hinziehen. Das hat nicht nur mit der geographischen Distanz zu den Familien und Rechtsnachfolgern der Vorbesitzer zu tun. So manche persönliche und psychologische Befindlichkeiten treten zutage. Geduld und Verständnis auf beiden Seiten sind gefragt. Es soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass die Reaktionen der Familien auf die Funde in der Sammlung IKG durchwegs sehr positiv waren. Mit Dankbarkeit und Zufriedenheit wird die Arbeit der Stadt Nürnberg auf diesem Gebiet registriert.

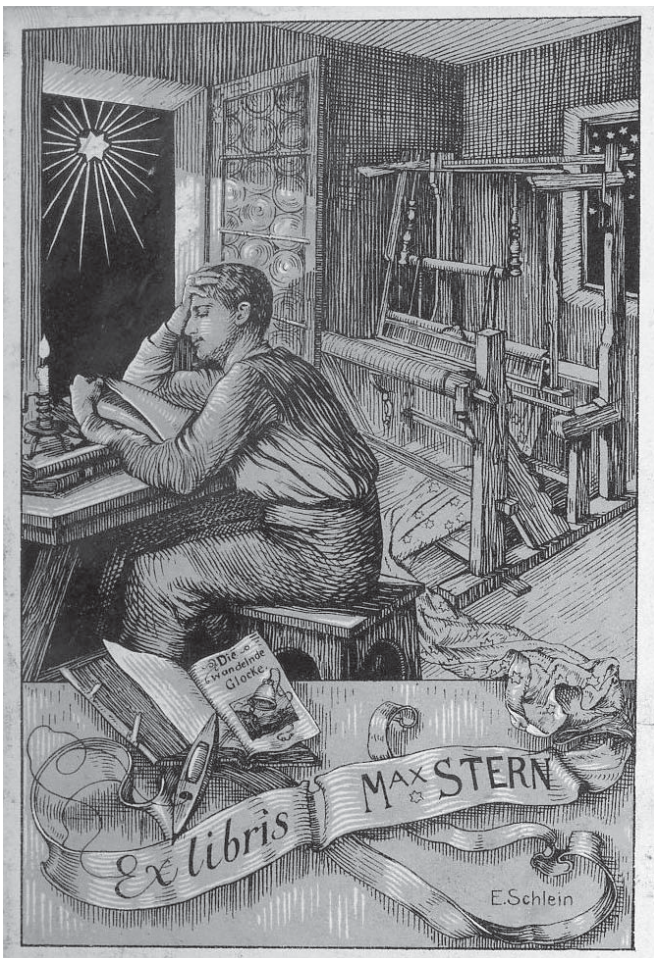
Um die enorme und komplexe Menge an Informationen nutzbar zu machen, wurde eine Datenbank aufgebaut, die ständig ergänzt und optimiert wird. Der größte Teil der Provenienzeinträge wurde eingescannt. Diese Bilddateien stehen interessierten Familien und Rechtsnachfolgern auf Anfrage zur Verfügung.

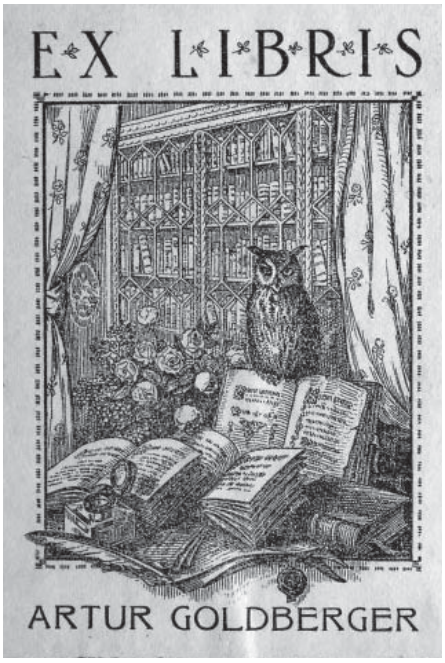
Leibl Rosenberg

Die aktuelle Suchliste der Vorbesitzer sortiert nach Namen:
http://www.nuernberg.de/imperia/md/stadtbibliothek/dokumente/suchliste_name-2013.pdf

Die aktuelle Suchliste der Vorbesitzer sortiert nach Orten:
http://www.nuernberg.de/imperia/md/stadtbibliothek/dokumente/suchliste_ort-2013.pdf

Weitere Informationen zur Sammlung der Israelitischen Kultusgemeinde unter
http://www.nuernberg.de/internet/stadtbibliothek/sammlungikg.html?pk_campaign=stadtbibliothek&pk_kwd=altbestaende_sammlungikg.html





Provenienzforschung

Die gezielte Suche nach von den Nazis geraubten Büchern und Schriften ist seit dem Herbst ein Stück leichter geworden. Angehörige der ursprünglichen Eigentümer, Rechtsnachfolger der Gemeinden und Institutionen oder auch nur Interessierte haben jetzt über das Internet Zugriff auf die Suchbereiche einer Datenbank der Nürnberger Stadtbibliothek, die eine Recherche nach Namen und Orten ermöglicht. Die Rückerstattung von gestohlenen Druckwerken soll dadurch weiter forciert werden.
Seit mehr als 15 Jahren kümmert sich **Leibl Rosenberg** um die wohl einmalige Sammlung geraubter Bücher in der Stadtbibliothek der fränkischen Metropole. Rosenberg studierte u.a. Judaistik, Germanistik und Amerikanistik in Jerusalem und in München. Bevor er als wissenschaftlicher Mitarbeiter zum Bildungscampus nach Nürnberg ging, war er viele Jahre für unterschiedliche Medien journalistisch tätig. Auch die Leser von JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN kennen ihn als Autoren. Sein Brot verdient er aber in seiner Bibliothek (siehe Foto). „Das Schönste an dieser Arbeit in all den Jahren“, sagt Leibl Rosenberg inmitten seiner Bücher, „waren immer die Beziehungen zu den Menschen auf der ganzen Welt, denen wir etwas von ihren Familien zurückgeben konnten“. Für uns schreibt er in diesem Heft über die Nürnberger Sammlung und seine langjährige Arbeit. *Benno Reicher*

Zum Titelbild

Das Chanukka-Buch „Moaus Zur“ aus der Nürnberger Sammlung der geraubten Bücher gehörte dem jüdischen Schüler Artur Goldberger, geboren am 17. 7. 1912 in Nürnberg. Die Familie lebte am Josephsplatz 20 und gehörte zur Adas-Jisroel-Gemeinde.

Das hier abgebildete Ex Libis befindet sich auch in dem Buch. Es wird in nächster Zukunft an die Tochter von Artur Goldberger in Jerusalem zurückerstattet.

Alle Fotos zum Themenschwerpunkt „Geraubte Bücher“: Stadt Nürnberg.

Die SchUM-Gemeinden

Dem kulturellen Profil der jüdischen „SchUM“-Gemeinden Speyer, Worms und Mainz war im Oktober eine internationale wissenschaftliche Tagung in Worms gewidmet. Worms, eine der ältesten Städte Deutschlands, bemüht sich zusammen mit Speyer und Mainz, für die „jüdischen Muttergemeinden im Rheinland“ die Anerkennung als UNESCO-Welterbe zu erlangen. Dabei spielen die jüdischen Stätten eine wichtige Rolle. Während aber das materielle jüdische Erbe infolge von Verfolgungen in der Zeit der Kreuzzüge, bei späteren antisemitischen Ereignissen und vor allem in der Zeit der Schoa vielfach vernichtet wurde, ist der überlieferte immaterielle kulturelle Schatz das Eigentliche, was immer noch als ein Markstein im jüdischen Bewusstsein weltweit gilt. Die Erinnerungen, Lieder, Erzählungen und Legenden zeugen von dem einstigen Ruhm, der Größe und Bedeutung dieser aschkenasischen Gemeinden, auf die ihre jüdischen Bewohner stolz waren. Der älteste Stein auf dem jüdischen Friedhof „Heiliger Sand“ in Worms stammt von 1058/1059, der „Wormser Machsor“ enthält den ältesten bekannten jiddischen Satz, einen Segensspruch für den Träger dieses Gebetbuches. Der mehrfache Wiederaufbau der Wormser Synagoge aus dem Jahr 1034, der ebenfalls legendenumwobenen zeitweiligen Studienstätte des berühmtesten jüdischen Exegeten Raschi aus Troyes (1040 bis 1105) als einem der bedeutendsten Lehrhäuser Europas, zeugt trotz der Zerstörung von dem kontinuierlichen Bestehen der jüdischen Gemeinde Worms vom Mittelalter bis in die Neuzeit.
Auch der berühmte Talmudgelehrte und Mitbegründer der mystischen Bewegung der *Hasidej Aschkenas,* Eleasar aus Worms, auch genannt Eleasar ben Juda ben Kalonymos oder ha-Rokeach (um 1176–1238), wirkte und starb dort. Laut einer der Gründungslegenden der jüdischen Gemeinde Worms aus *Ma'asse Nissim* (das Buch der Wunder, Amsterdam 1693) von Juspa Schammes, heißt es sogar, dass die Juden schon zur Zeit der Zerstörung des Ersten Tempels im Jahre 587 v. d. Zt. in die Stadt gekommen waren, von wo sie nicht mehr in das Land Israel zurückkehrten. An ihre sie zur Rückkehr aufrufenden Brüder dort schrieben sie: „Liebe Brüder, ihr wohnt in Groß-Jerusalem, wir aber wollen hier in der heiligen Gemeinde zu Worms, in Klein-Jerusalem, bleiben.“
Wie der Leiter der Tagung, Prof. K. E. Grözinger (Potsdam/Berlin), in seinem einleitenden Vortrag erläuterte, sind die jüdischen Überlieferungen zugleich das Echo einer deutschen Befindlichkeit, nicht nur einer heidnisch-germanischen Kultur wie die des Nibelungenlieds. Die SchUM-Städte sind auch nicht nur Bischofs- oder Kaiserstädte, sondern zugleich die Heimat der aschkenasischen Juden und der Quell ihrer Kultur. Diese ist Teil der deutschen Kultur, trotz aller geschichtlichen Friktionen und Verfolgungen. Beispielhaft dafür ist die Ur-Wormser Sage von dem Lindwurm, dem die Stadt laut dieser Legende ihren Namen als Drachenstätte verdankt, welche sich aber nur in dem jiddisch-deutschen Legendenbuch von Juspa Schammes findet.
Die Juden der SchUM-Städte hatten Kontakte nach Köln und Bingen, nach Würzburg und Regensburg. Ihr Erbe hat aber nicht nur in Deutschland nachgewirkt. Wie die christlichen Magier der Renaissance, so haben auch die Juden ihre eigenen Wundermän-

Im Abendprogramm der Tagung: Synagogale Gesänge mit v. l.: Eliyahu Schleifer (Leitung) und die Kantoren Aviv Weinberg, Svetlana Kundish, Ido Ben-Gal und Assaf Levitin.

ner, die Ba'ale Schem. Kein Wunder also, dass eine der aktivsten religiösen Bewegungen des gegenwärtigen Judentums, der Lubawitscher Chassidismus, seine Herkunft direkt auf Worms zurückführt, auf den dort wirkenden Eliahu Ba'al Schem, den Rabbiner Elia Loanz (1551–1636). Und wie Prof. A. Weber (Heidelberg) in ihrem Vortrag „Auf der Spur des Drachen: Zur Darstellung der Stadt Worms mit dem Lindwurm in der Synagoge von Mogilev" darlegte, wurde der Wormser Drache als Motiv von Malereien in osteuropäischen jüdischen Gebethäusern noch im 20. Jahrhundert zur Inspiration für jüdische Künstler wie El Lissitzky und Issachar Ryback.

Über die mittelalterlichen hebräischen Legenden aus Aschkenas sprach Prof. E. Yassif (Tel-Aviv). Darin sahen sich die deutschen Juden als Gelehrte sogar den Juden Babyloniens, die den Talmud verfassten, überlegen. Sie brachten ihren Lokalpatriotismus deutlich zum Ausdruck, wobei sie zugleich die Gefahren, die ihnen durch die Christen drohten, nicht verschwiegen. Dr. E. Shoham-Steiner (Beer Schewa) erläuterte Geschichten von jüdischen Randgestalten wie Gauner und Betrüger, die in den innerjüdischen Kreisen wie auch im Zusammenleben mit der christlichen Bevölkerung keineswegs nur eine positive Rolle spielten, während Dr. D. Rotman (Tel-Aviv/Philadelphia) über Monster, Vampire und Werwölfe referierte, die in der jüdischen Gemeinde ihr meist unmoralisches Unwesen trieben.

Als Vorbereitung auf das abendliche Kantorenkonzert stellte Prof. E. Schleifer (Jerusalem/Berlin), Maharil (R. Ja'akow ha-Levi Molin, 1375 Mainz – 1427 Worms) als den mythischen Vater des aschkenasischen synagogalen Gesangs vor. Im letzten Tagungsteil wurde die literarische Fortschreibung und Rezeption der SchUM-Erzählungen in der deutschen, hebräischen und jiddischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts von Prof. G. von Glasenapp (Köln), Prof. A. Lipsker (Ramat Gan) und Dr. J. Bamberger (Ramat Gan/Frankfurt a.M.) thematisiert.

Im Abendprogramm rezitierte K.-H. Deichelmann Erzählungen und Legenden in einer szenischen Lesung. Die überragende Bedeutung der SchUM-Städte anhand der Narrative wurde übereinstimmend bestätigt, zumal sogar der Messias, laut einer Legende, aus Worms kommen wird.

Die Beiträge werden demnächst in Buchform publiziert.

Ursula Weiss

Synagoge Obernbreit

In Obernbreit im Landkreis Kitzingen existierte von 1528 bis 1910 eine jüdische Gemeinde. Sie besaß eine 1748 erbaute Synagoge mit Vorbeterwohnung, eine Schule, die 1712 errichtet worden war, und eine Mikwe unter dem Synagogengebäude. Nach dem Verkauf an Privatleute 1911 wurde die Synagoge zunächst als Wartungsbau für landwirtschaftliche Nutzfahrzeuge, später, bis Anfang des 21. Jahrhunderts, als Schuppen und Lagerhalle benutzt. An die ursprüngliche Funktion des Bauwerks erinnerte lange Zeit lediglich ein sehr schöner Chuppastein an der linken Seite des Synagogengebäudes, der aber im Laufe der Zeit nur noch schwer zu erkennen war.

Erst mit der Renovierung dieses Chuppasteines, die der inzwischen verstorbene Pfarrer Helmut Walz anlässlich seines 60. Geburtstages durchführen ließ, begann man sich in Obernbreit wieder mit der früheren jüdischen Gemeinde und ihrer Synagoge zu beschäftigen. Im Oktober 2005 wurde unter maßgeblicher Beteiligung des damaligen evangelischen Ortspfarrers und des Altbürgermeisters der „Träger- und Förderverein ehemalige Synagoge Obernbreit e.V." gegründet, der es sich zum Ziel setzte, das einstige Synagogengebäude, das zu dieser Zeit immer noch als Lagerhalle genutzt wurde, als bedeutendes Denkmal der Ortsgeschichte zu erhalten. Noch im gleichen Jahr wurde der Verein Eigentümer des Gebäudes, welches ihm seine damalige Eigentümerin überlassen hatte. Danach wurden umfangreiche Renovierungsarbeiten durchgeführt, in deren Verlauf auch die Mikwe auf der rechten Seite des Gebäudes wieder entdeckt wurde, ca. 10 Meter unter der Erde und über einen schmalen Treppenschacht mit 44 Sandsteinstufen zu erreichen. Hier findet der Besucher heute im Tauchbecken erstaunlicherweise ganz klares, reines Wasser vor. Im Zuge der Renovierungsarbeiten konnten auch Überreste einer kleinen Genisa gefunden werden.

Am 29. September 2013 wurde die ehemalige Synagoge Obernbreit ein Jahr nach dem Beginn aufwändiger Umbauarbeiten mit einem großen Festakt feierlich als ein „Ort des Erinnerns, des Gedenkens und der Begegnung" eröffnet. Zu diesem Ereignis hatten sich Vertreter der beiden christlichen Kirchen und der jüdischen Religionsgemeinschaft, der Politik und ganz viele Mitglieder des Träger- und Fördervereins in dem einstigen Synagogengebäude eingefunden. Erstaunlich und gleichzeitig begrüßenswert ist die Tatsache, dass das Gebäude nicht einheitlich renoviert wurde, sondern so, dass man Zeugnisse aller Epochen, die das Bauwerk erlebt hatte, deutlich vor Augen geführt bekommt, von der farbigen Wandmalerei aus der Entstehungszeit über dem Platz, an dem sich einst der Toraschrein befunden hatte, bis zu Spuren aus der Zeit, als es als Lagerhalle diente. Auch die beiden großen hölzernen Schiebetüren sind auf der rechten Seite des Gebäudes erhalten geblieben, aber man betritt es durch zwei ganz moderne Glastüren.

Die einstige Synagoge soll auf keinen Fall als Museum dienen, sondern vielmehr als eine Stätte der Begegnung. Dies scheint den Initiatoren des Projekts gelungen zu sein, denn seit der Eröffnung gab es schon einige Veranstaltungen, andere sind in Planung.

Allen, die sich um die Renovierung und Restaurierung der einstigen Synagoge Obernbreit verdient gemacht haben, gebührt für ihr verdienstvolles Tun Dank und Anerkennung.

Israel Schwierz

Die ganze Wahrheit

Von Miriam Magall

„Die ganze Wahrheit ... was Sie schon immer über Juden wissen wollten“. Das war der Name einer Ausstellung, die bis zum 1. September im Jüdischen Museum Berlin gezeigt wurde. Dafür hatten sich die Kuratoren etwas Besonderes einfallen lassen. Jeden Tag saß von 14 bis 16 Uhr eine Jüdin oder ein Jude in einer Vitrine und beantwortete Fragen zum Judentum, über Juden oder über alles, was mit Jüdischem zusammenhängt. Sowohl der Titel der Ausstellung, mehr aber noch diese Idee, einen lebendigen jüdischen Menschen in eine Vitrine zu setzen, wurde in der Öffentlichkeit zum Teil recht kontrovers diskutiert. Darf man? Soll man? Und wie kommt das an?

Ich saß insgesamt fünfmal in der Vitrine. Damit sind wir auch schon mittendrin in den vielen Fragen, die einem sozusagen als „lebendes Exponat“ im Museum gestellt werden. Einige der Fragen, die mir persönlich oft als Erstes gestellt wurden, lauteten: „Warum sitzen Sie in der Vitrine?“ „Wie kommen Sie dazu, hier in der Vitrine zu sitzen?“ Und: „Wie fühlen Sie sich in der Vitrine?“ Die Fragesteller waren häufig junge Menschen, die in einer Gruppe an der Vitrine vorbeikamen. Sie kamen aus Deutschland, aus den Niederlanden, aus Mexiko, aus Korea, aus den USA und aus anderen Ländern. Ihre Reaktionen waren zum Teil sehr positiv, zeitweise waren sie erfreut, dass sie fragen durften, was sie wollten.

Eine Ausnahme zu diesem allgemein positiven Tenor ist mir ganz besonders im Gedächtnis geblieben. Eine Frau mittleren Alters aus Wien berichtete, in einem Wiener Museum habe man Vertreter unterschiedlicher Ethnien an einen Tisch gesetzt und die Besucher konnten sie befragen. Hier im Jüdischen Museum Berlin graue es ihr angesichts eines lebenden Menschen in einer Vitrine, denn er komme ihr vor wie ein ausgestopftes Tier in einem Glaskasten!

Andere, meistens Besucher mittleren Alters, erzählten, sie seien sehr an Jüdischem interessiert, aus ganz verschiedenen Gründen: Bei der einen hatte die Tochter in Jerusalem studiert; eine andere Dame aus Budapest erzählte, sie habe eine 102 Jahre alte jüdische Freundin, die sie regelmäßig besuche und der sie vorlese, weil die alte Dame blind sei. Eine ältere jüdische Frau, die jetzt in Wien lebt, erzählte mir von ihrer Vergangenheit und wie sie gerettet wurde.

Einige Besucher erkundigten sich, was genau „koscheres Essen“ sei. Dazwischen stellten meistens deutsche Männer im höheren Alter die Frage, ob sie sich schuldig fühlen müssten wegen Hitlers Verbrechen. Sowohl junge Menschen in einer Gruppe als auch oft Frauen mittleren Alters wollten viel über mich persönlich wissen: Was mit meiner Familie ist. Wie ich von Israel nach Deutschland gekommen bin. Ob mir mein Leben als Jüdin in Deutschland gefällt.

Ein koreanisches Ehepaar wollte wissen, was ich über Jesus weiß. Am einem Sonntag kamen Mexikaner in kleineren Gruppen an der Vitrine vorbei und fragten, unabhängig voneinander, warum Juden nicht an Jesus glauben und auch, ob Juden mit Christen konkurrieren. Alle wollten mehr über Juden und Judentum erfahren. Ein jüngeres Paar aus Dänemark wollte wissen, wo der Ursprung für die Gebote in der Bibel zu finden ist. Dass sie in der hebräischen Bibel stehen, wusste sie.

Leeor Engländer in der Ausstellung „Die ganze Wahrheit ... was Sie schon immer über Juden wissen wollten“. Foto: Linus Lintner, Jüdisches Museum Berlin

Ein Mann mittleren Alters aus Holland erkundigte sich nach dem Ursprung der Wörter Aschkenas und Sefarad und hörte erstaunt, dass es auch noch Juden gibt, die man Must’arabim, d.h. orientalische Juden, nennt. Eine junge Besucherin aus Polen, die jetzt in Berlin lebt, wollte von mir wissen, was ich über Polen und das Leben dort wisse. Drei US-Amerikaner interessierten sich für den Antisemitismus im heutigen Deutschland und unter Migranten.

Auch Israel kam zur Sprache. Zwei junge Frauen aus Deutschland wollten von mir etwas über die aktuelle israelische Politik angesichts der Lage in Syrien hören. Zwei junge Australier wollten erfahren, wie es mit der Sicherheit dort steht und wie frei man in Israel umherreisen kann.

Und dann kamen auch ganz andere Fragen. Ein junger Mann aus einer Schulklasse wollte von mir wissen, warum Juden geldgierig sind. Eine junge Frau aus Kroatien wollte wissen, warum Hitler die Juden hasste und warum Menschen oft Juden hassen. Eine andere junge Frau aus Niedersachsen erklärte, sie habe in der Schule schon so viel über Juden und die Schoa gehört und auch immer wieder KZs besichtigen müssen, dass sie davon genug habe und nichts mehr hören wolle. Durch die KZs seien schließlich alle nur noch „gelatscht“, ohne sich für etwas zu interessieren.

Nachdem ich auf die Frage, welchen Stellenwert Jesus für die Juden habe, geantwortet hatte, er sei für Juden weder ein Sohn Gottes noch ein Prophet, empörte sich eine deutsche Frau, ich hätte die Christen nicht gebührend gewürdigt. Ein junger Deutscher, der jetzt in Österreich lebt, empörte sich über den grassierenden Antisemitismus der letzten Zeit; besonders die Rapper hätten da ganz böse Texte. Abschließend erwähnte er noch seine Oma, die so alt ist wie ich, 1942 geboren, und dass sie, weil sie auf dem Land gelebt habe, nichts von der Judenverfolgung mitbekommen habe.

Aufgrund meiner Erfahrungen aus meiner Tätigkeit im Bereich der Erwachsenenbildung waren die Fragen nicht neu für mich. Neu für mich war lediglich die Erfahrung, dass ich warten musste, bis man mich fragt. Auch die negativen Reaktionen waren nicht neu für mich. Abschließend konnte ich feststellen: Es herrscht insgesamt großes Interesse an jüdischen und israelischen Themen. Aber viele Menschen wissen zu wenig darüber, möchten aber gerne mehr erfahren.

Von Miriam Magall gibt es das Buch: „Warum Adam keinen Apfel bekam. Grundfragen des Judentums.“ Calwer Verlag, Stuttgart 2008.

Am Jüdischen Museum Berlin wird zur Zeit eine wissenschaftliche Befragung durchgeführt, die sich erstmalig an junge russischsprachige Jüdinnen und Juden wendet und wissen möchte, wie sie hier leben und was ihnen wichtig ist. Die Studie *„Lebenswirklichkeiten. Jüdische Gegenwart in Deutschland“* entsteht im Rahmen des Fellowship-Programms am JMB und erforscht den Wandel jüdischen Lebens in Deutschland seit den 1990er-Jahren. Die Teilnahme an der Befragung dauert ca. 15 Minuten. Alle Angaben werden selbstverständlich streng vertraulich, entsprechend der geltenden Datenschutzgesetze behandelt. Die Daten werden nur anonymisiert erhoben und ausgewertet und auf keinen Fall an Dritte weiter gegeben.

Zur Befragung geht es über diesen Link:
ww2.unipark.de/uc/juedisches-museum

Weitere Informationen zum Projekt finden Sie auf unserer Internetseite:
www.jmberlin.de/main/DE/03-Sammlung-und-Forschung/Fellowship/Fellowship.php

Ton in Ton

Neue Ausstellung im Jüdischen Museum Berlin

Im Mittelpunkt der Ausstellung **„Ton in Ton. Jüdische Keramikerinnen aus Deutschland nach 1933“** stehen vier Frauen, die in den 1920er-Jahren zur Avantgarde der deutschen Keramikkunst gehörten: **Margarete Heymann-Loebenstein**, in zweiter Ehe Marks (1899–1990), **Hedwig Grossmann** (1902–1998), **Hanna Charag-Zuntz** (1915–2007) und **Eva Samuel** (1904–1989).

Im Rahmen des **Berliner Themenjahrs „2013 – Zerstörte Vielfalt“** zeichnet das Jüdische Museum Berlin mit der Schau die künstlerische und berufliche Entwicklung der Frauen im Exil nach: Als jüdische Künstlerinnen war es ihnen mit dem Erstarken des Nationalsozialismus nicht mehr möglich, in Deutschland zu arbeiten. Zwischen 1932 und 1940 emigrierten sie nach Großbritannien und Palästina. Im Exil gelang den Künstlerinnen zwischen Aufbruchstimmung und Enttäuschung ein Neuanfang. Eine Auswahl von mehr als 60 Keramikarbeiten für den alltäglichen und rituellen Gebrauch zeigt, wie die Frauen in ihrem Ringen um ihre künstlerische Identität neue Ausdrucksformen im Keramikdesign entwickelten.

„Mehrere Jahre lang habe ich mich auf die Suche begeben, um anhand unterschiedlicher Quellen die Geschichten dieser Frauen nachzuzeichnen. Die Ausstellung legt daher nicht allein den Fokus auf die künstlerische Qualität der Arbeiten, vielmehr haben die Stücke einen historischen Wert und sie verdeutlichen die Lebenswege der Keramikerinnen“, sagt Michal Friedlander, Kuratorin der Ausstellung.

Neuanfang in England

Die Kölnerin **Margarete Heymann-Loebenstein**, in zweiter Ehe Marks, gründete 1923 die erfolgreichen „Haël-Werkstätten für künstlerische Keramik“ in Velten, etwa 40 Kilometer nördlich von Berlin. Ihre Entwürfe zeichnen sich durch gewagte, moderne Formen, abstrakte Dekorationen und leuchtende Glasuren aus. Nachdem die Nationalsozialisten Margarete Heymann-Loebenstein 1933 „staatsfeindliche Umtriebe“ vorgeworfen hatten, verkaufte sie ihre Keramikwerkstatt weit unter Wert an ein NSDAP-Mitglied. Neue künstlerische Leiterin wurde die junge Hedwig Bollhagen. 1935 erschien in einer antisemitischen Zeitung ein Artikel, der Entwürfe von Heymann-Loebenstein und Bollhagen verglich und die bei Haël hergestellten Formen als „entartet“ diffamierte. Eine der Teekannen, die den Artikel illustrieren, wird in der Ausstellung gezeigt. 1936 emigrierte Margarete Heymann-Loebenstein. Die Ausstellung folgt ihr nach England. Dort versuchte sie mit neuen Keramikprodukten unter dem Namen »Greta-Pottery« wieder Fuß zu fassen. Jedoch konnte sie an ihren großen Erfolg in Deutschland nicht anknüpfen.

Neuanfang in Palästina

Die Berlinerin Hedwig Grossmann, die Hamburgerin Hanna Charag-Zuntz und Eva Samuel aus Essen gelten als Gründerinnen der modernen israelischen Keramikkunst. Sie kamen zwischen 1932 und 1940 nach Palästina. Ausgebildet in Deutschland, brachten sie hohe technische Fertigkeiten mit. Darüber hinaus verfügten sie über eine ausgeprägte künstlerische Sensibilität, starke Durchsetzungskraft und den Willen, sich den neuen Herausforderungen zu stellen. Als Flüchtlinge und Pionierinnen entwickelten die drei Künstlerinnen neue Traditionen der Keramikkunst in Palästina und Israel.

Hedwig Grossmann zog nach Haifa und begann – auf der Suche nach Ton und anderen Rohstoffen – geologische Recherchen. Sie arbeitete ausschließlich mit Materialien aus der Umgebung und brannte ihre Stücke in einem selbst gebauten Holzofen. Dabei verzichtete sie auf Ornamente und verwendete nur selten Glasuren. Angelehnt an nahöstliche Keramikformen und archäologische Fundstücke suchte sie nach einer neuen künstlerischen Sprache. Ihre Arbeiten bestechen durch kraftvolle Silhouetten und makelloses Handwerk.

Hanna Charag-Zuntz begeisterte sich für das vergessene römische Töpferverfahren „Terra Sigillata“. Als Keramikerin von herausragendem technischem Geschick gelang es ihr, die Terra-Sigillata-Technik neu zu beleben. Sie verarbeitete dünne Tonschichten und brannte die Objekte bei großer Hitze. Dadurch erzielte sie ohne Glanzbrand oder Glasur schimmernde Oberflächen. Doch das genaue Geheimnis dieser Technik nahm sie mit ins Grab.

Hanna Zuntz, 1936.
Foto: Familiennachlass Hanna Charag-Zuntz

Eva Samuel fand in Palästina zunächst eine Anstellung in einer kleinen Jerusalemer Keramikmanufaktur. Dort wurde unter einfachsten Bedingungen gearbeitet. Die Künstlerin begann mit folkloristischen Figuren, angelehnt an die ethnischen Gruppen, die sie in Palästina antraf. Diese Figuren verkauften sich gut in Jerusalemer Kunsthandwerksgeschäften. Bald eröffnete sie zusammen mit Paula Ahronson eine eigene Werkstatt in Rishon LeZion. Trotz der hohen Kosten importierten sie Glasuren aus Deutschland. Um besseren Ton zu erwerben, nahmen sie streckenweise lange Wege mit dem Pferdekarren in Kauf. In der gemeinsamen Werkstatt fertigten sie Haushaltskeramik wie Kannen, Vasen und Schüsseln in traditionellen europäischen Formen. Bei der Bemalung orientierte sich Eva Samuel, die ihre Laufbahn als Malerin begann, an den Motiven aus ihrer neuen Umgebung.

Die Ausstellung wird bis zum 9. Februar 2014 im Jüdischen Museum Berlin gezeigt.

Keramikmanufaktur Naaman, Acre. Foto: Moshe Milner.

Margarete Heymann-Loebenstein in England.
Foto: Familiennachlass Marks.

Gedenkraum Olympia-Attentat 1972

Elf israelische Sportler und einen deutschen Polizisten ermordeten arabische Terroristen am 5. September 1972 im Olympischen Dorf in München. Sie drangen in die Unterkünfte der israelischen Mannschaft ein und nahmen die Israelis, Teilnehmer der Olympischen Sommerspiele, als Geiseln. Auch dieses Ereignis zählt zu den traurigen Kapiteln der Geschichte der Olympischen Spiele. Zum 40. Jahrestag im vergangenen Jahr beteiligten sich Ministerpräsident Horst Seehofer und die bayerische Landesregierung an Gedenkfeiern in Deutschland und in Israel. Teilnehmer in Tel Aviv war auch Landesverbandspräsident Josef Schuster (siehe dazu auch unser Heft Nr. 120 vom Dezember 2012). Dabei wurde auch verabredet, für die israelischen Sportler einen geeigneten Gedenkort einzurichten. Die Federführung übernahm Kultusminister Ludwig Spaenle. Ein Jahr später stellte er sein Konzept dafür jetzt in München vor.

Demnach soll bis 2016 auf dem ehemaligen Olympiagelände ein pavillonartiger, gut zugänglicher Gedenkraum errichtet werden, als Ort der Erinnerung an das terroristische Attentat und die Opfer: elf israelische Sportler und ein bayerischer Polizist.

„Auch heute macht diese Bluttat von Terroristen die Menschen in Bayern tief betroffen“, betonte der gebürtige Münchner Ludwig Spaenle. „Das Attentat im Umfeld der friedlichen XX. Olympischen Spiele wirft Fragen zu den Ursachen, zum Ablauf und zu den Konsequenzen auf. Deshalb haben Ministerpräsident Seehofer und ich im vergangenen Jahr bei einem Israelbesuch angeregt, einen Gedenkraum zu errichten“, so Dr. Spaenle. Dabei geht es dem Minister um drei Kernanliegen. Er will an das Geschehene erinnern, das Geschehene erklären und daraus den Alltag gestalten.

Inhaltlich sollen folgende Aspekte im Mittelpunkt des Gedenkortes stehen: das Attentat selbst, jene schockierenden Vorfälle am 5. und 6. September 1972 in München und Fürstenfeldbruck, die 11 israelischen Sportler und der bayerische Polizist als Opfer, der Zusammenhang, in dem das Massaker der XX. Olympischen Spiele in München 1972 erklärt werden kann, der internationale Terrorismus und die Attentäter des „Schwarzen September“ sowie die Frage nach den Folgen, den Nachwirkungen und dem Erinnern.

Der geplante Standort am Kolehmainenweg, eine Anhöhe südlich der Connollystraße, ist gut erreichbar und eröffnet einen Blick auf die Connollystraße 31 als authentischem Ort des Verbrechens und zugleich auf Symbole von Olympia 1972. „Das eigentliche Gebäude in der Connollystraße ist aufgrund der heutigen Nutzung als Wohnhaus ungeeignet für einen öffentlich zugänglichen Gedenkort“, sagt der Minister. Der Tower des Fliegerhorsts Fürstenfeldbruck soll als zweiter „Tatort“ in den kommenden Jahren in das Gedenkkonzept mit einbezogen werden.

Die Konzeption des Gedenkortes ist im engen Dialog mit Angehörigen der Opfer, mit den zuständigen Behörden, der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit sowie dem Generalkonsulat des Staates Israel erstellt worden. Eine Publikation und mediale Angebote, eine App für Smartphones und eine Website sollen den Gedenkort ergänzen.

Die Reaktion aus Israel auf das Vorhaben ist erfreulich. „Die Initiative Bayerns ist für uns außerordentlich wichtig. Das Projekt wirkt sich positiv auf die deutsch-israelischen Beziehungen aus und das werden wir auch so äußern“, sagt Ilan Ben Dov, für Westeuropa zuständiger Abteilungsleiter im israelischen Außenministerium. „Für uns ist München 72 ein historischer Begriff; es ist ein Trauma für meine gesamte Generation. Jede israelische Gruppe, die im Rahmen des Jugendaustausches und der Bildungskooperation nach Deutschland kommt, soll diesen Ort besuchen.“ *brr.*

Kultusminister Dr. Ludwig Spaenle. Foto: StMUK

Hier war die israelische Mannschaft untergebracht. Der Gedenkort soll in diesem Umfeld entstehen. Foto: StMUK

60 Jahre erste Mission des Staates Israel in Deutschland

Anlässlich des 60. Jahrestages der Eröffnung der ersten Mission des Staates Israel in Deutschland wurde am 15. Oktober eine Gedenktafel am Gebäude in der Ottostraße 85, dem Sitz der Synagogen-Gemeinde Köln, enthüllt. Im Anschluss lud Oberbürgermeister Jürgen Roters zu einem Empfang ins Historische Rathaus der Stadt Köln ein. Botschafter a.D. Mordechay Lewy, ehemaliger Gesandter in Deutschland, erinnerte in einem Vortrag an die Meilensteine der Beziehung zwischen Köln und Israel. Er begann mit den Worten: „Wir gedachten den Anfang einer wunderbaren Freundschaft, auch wenn die ersten Schritte traumatisch belastet waren. Seitdem haben sich die Beziehungen zu einem engen, ja intimen Verhältnis fortentwickelt.“

Gedenktafel am Gebäude der Ottostraße 85.
Foto: Y. Shermayahu

Yakov Hadas-Handelsman, Botschafter des Staates Israel, Mordechay Lewy, Botschafter a.D., und Abraham Lehrer, Vorstandsmitglied der Synagogen-Gemeinde Köln, trugen sich im Rahmen des Empfangs in das Gästebuch der Stadt Köln ein. Ein weiterer Höhepunkt des Tages war die Diskussionsrunde „Town Hall Meeting“ mit Oberbürgermeister Jürgen Roters, dem Gesandten der Israelischen Botschaft, Emmanuel Nahshon, sowie Kölner Schülerinnen und Schülern, die an einem Austauschprogramm zwischen den Partnerstädten Köln und Tel Aviv-Yafo teilnehmen.

Botschafter Hadas-Handelsman trägt sich ins Gästebuch der Stadt Köln ein. Im Hintergrund v.l.n.r. Emmanuel Nahshon, Gesandter der Botschaft; Abraham Lehrer; Oberbürgermeister Jürgen Roters; Mordechay Lewy, Botschafter a.D. Foto: Y. Shermayahu

Köln ist Sitz der ältesten, schriftlich dokumentierten jüdischen Gemeinde nördlich der Alpen und war Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts Sitz wichtiger zionistischer Organisationen. Botschafter Yakov Hadas-Handelsman unterstrich an diesem Tag voller Begegnungen die Einzigartigkeit der bilateralen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel: „Gerade in Köln manifestiert sich diese enge Beziehung zwischen unseren beiden Staaten. Es besteht ein enger Austausch im Bereich der Städtepartnerschaft zwischen Köln und Tel Aviv-Yafo, aber auch in anderen Bereichen wie Kultur und Jugendaustausch kommen viele Kölner und Israelis zusammen.“ Die Städtepartnerschaft wurde 1979 offiziell geschlossen, aber schon 1960 reisten unter schwierigen Bedingungen die ersten Schüler aus Köln zu einem Jugendaustausch nach Israel.

Kölns Oberbürgermeister Roters hob hervor, dass viele Grundsteine für die heutigen guten Beziehungen in Köln gelegt wurden. Die Kölner Stadtgeschichte ist für ihn wie ein Spiegelbild der wechselvollen Historie zwischen Christen und Juden sowie Israelis und Deutschen. „Die Geschichte zwischen unseren beiden Völkern ist nicht Vergangenheit. Sie bleibt Gegenwart. Sie trennt nicht, sondern verbindet uns. Wenn wir heute mit der Enthüllung einer Gedenktafel an die Einrichtung der ersten Mission des wenige Jahre zuvor gegründeten Staates Israel erinnern, blicken wir nicht nur zurück, sondern verabreden uns auf die vor uns liegende gemeinsame Zukunft, in der das Existenzrecht des Staates Israel in der internationalen Völkergemeinschaft hoffentlich bald so selbstverständlich sein wird wie das Existenzrecht jedes anderen Mitglieds der Vereinten Nationen.“ Er fuhr fort, dass es „fast an ein Wunder grenzt, dass Israel nach all den Schrecken die Hand als Zeichen der Versöhnung ausgestreckt hat. Wir haben die Hand ergriffen, haben die Hand festgehalten und werden sie auch weiterhin festhalten.“

V.l.n.r. Oberbürgermeister Jürgen Roters, Botschafter Yakov Hadas-Handelsman, Abraham Lehrer.
Foto: Y. Shermayahu

2015 wird sich die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel zum 50. Mal jähren. Doch schon wenige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Schoa stimmten die Regierungen beider Länder darin überein, dass nur die bilaterale Kooperation zu einer gemeinsamen Zukunft führen kann. Das Resultat war die Eröffnung der Israelischen Mission in Köln im Jahr 1953 unter Leitung von Felix Shinnar. Seine diplomatische Mission war die Wiederaufnahme und Aufrechterhaltung eines produktiven Dialogs mit der deutschen Regierung.

Israel-Botschaft und Stadt Köln 15.10.13

Zusammenarbeit der Gedenkstätte Yad Vashem mit deutschen Bildungseinrichtungen

Der israelische Bildungsminister Shain Piron empfing in Jerusalem eine Delegation der Kultusministerkonferenz unter der Leitung des KMK-Präsidenten Stephan Dorgeloh. Im Mittelpunkt des Treffens stand die Unterzeichnung einer wegweisenden Erklärung für die Zusammenarbeit der Gedenkstätte Yad Vashem mit der Kultusministerkonferenz und deutschen Bildungseinrichtungen. Damit wurde zum ersten Mal eine länderübergreifende Zusammenarbeit der beiden Seiten vereinbart, die über die schon bestehenden Vereinbarungen zwischen Yad Vashem und einzelnen Bundesländern hinaus geht und die einen besonderen Schwerpunkt auf die Fortbildung von Lehrern und die Ausbildung von Lehramtsstudenten in Deutschland legt.

KMK-Präsident Dorgerloh sagte: „Es bleibt unser tiefempfundenes Anliegen, das Andenken an die Schoa gerade auch bei jungen Menschen und künftigen Generationen zu bewahren, um sie dafür zu sensibilisieren, dass Menschenrechte, Toleranz und Demokratie Werte sind, die es täglich auf das Neue zu verteidigen gilt und die Denken und Handeln jedes Einzelnen prägen müssen. Die Geschichte des Holocaust muss in den deutschen Schulen weiter vertieft werden – insbesondere vor dem Hintergrund, dass es immer weniger Zeitzeugen gibt, die ein authentisches Bild vermitteln können. Sie wird damit zu einem selbstverständlichen Teil der Erinnerungskultur. Zugleich ist uns sehr daran gelegen, im Schulunterricht beider Länder ein zeitgemäßes Bild von der Politik, Gesellschaft, Religion und Kultur aufzuzeigen.“

KMK-Präsident Dorgerloh und Avner Shalev, Direktor von Yad Vashem (links) vor dem Childrens Memorial in Yad Vashem. Foto: KMK

Die Erklärung wurde neben den Ministern Stephan Dorgerloh und Shai Piron auch vom

Leiter der Gedenkstätte Yad Vashem unterzeichnet. Zu den gemeinsamen Zielen heißt es darin, man wolle „eine ständige und umfassende Zusammenarbeit mit dem Ziel fördern, Schülerinnen und Schülern sowie Studierenden Unterricht über die Geschichte des jüdischen Vorkriegslebens in Europa sowie des Holocaust in einer altersangemessenen und wirksamen Weise im Rahmen von Bildungsinstitutionen in ganz Deutschland angedeihen zu lassen."
Konkret bedeutet dies: „die Übermittlung und den Austausch von Informationen und Gedanken zwischen Yad Vashem und deutschen pädagogischen Einrichtungen, Hochschulen, Holocaust-Gedenkstätten, Museen und Organisationen in allen sechzehn Ländern in der Bundesrepublik Deutschland zu fördern; die professionelle Entwicklung von Programminhalten für deutsche Pädagogen, insbesondere aus denjenigen Ländern in der

KMK-Präsident Stephan Dorgerloh, Minister Shai Piron und Avner Shalev (Yad Vashem) unterzeichnen die gemeinsame Erklärung.
Foto: Bildungsministerium

Bundesrepublik Deutschland, die noch keine professionelle Arbeitsbeziehung mit Yad Vashem pflegen, zu fördern; die Möglichkeit der koordinierten Ausrichtung einer Konferenz über Lehrmethoden in Bezug auf den Holocaust und jüdisches Vorkriegsleben zu prüfen; den Unterricht zum Thema Holocaust in den Lehrplänen aller sechzehn Länder in der Bundesrepublik Deutschland weiter zu verankern."
An dem Gespräch mit Bildungsminister Shai Piron nahmen neben Minister Dorgerloh unter anderem auch Ministerin Dr. Martina Münch (Brandenburg), Senator Ties Rabe (Hamburg) und Staatsministerin Brunhild Kurth (Sachsen) teil. Weitere Themen waren neben der Erklärung mit Yad Vashem die Vermittlung eines zeitgemäßen Bildes von Israel im deutschen Schulunterricht, die Förderung des deutsch-israelischen Schüler-, Jugend- und Lehreraustausches, die deutsch-israelische Schulbuchkommission, die Umwelterziehung und der Austausch über gemeinsame Wertvorstellungen und bildungspolitische Maßnahmen für die Integration von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in beiden Ländern.

Israel-Botschaft und KMK 23.10.13

Lehrer beschäftigen sich mit Israelbild in deutschen Schulbüchern

Seit 2011 analysiert die Deutsch-Israelische Schulbuchkommission Schulbücher beider Länder. Nachdem im vergangenen Jahr erste Untersuchungsergebnisse durch die Wissenschaftler vorgestellt worden waren, kamen nun Praktiker in Berlin zusammen, um über das Thema zu diskutieren.
Auf Einladung des Berliner Bildungssenats, des Brandenburgischen Bildungsministeriums, des Landesinstituts für Schule und Medien Berlin-Brandenburg (LISUM), der Gedenkstätte Yad Vashem und der Botschaft des Staates Israel versammelten sich Lehrkräfte und Multiplikatoren zur Konferenz „Israel im Schulbuch und in der schulischen Praxis".

Dr. Dirk Sadowski während seines Vortrags.
Foto: Botschaft

In seinem Grußwort drückte Botschafter Yakov Hadas-Handelsman die Freude darüber aus, dass dieses Thema vertieft diskutiert wird, denn „Israel wird sehr oft verzerrt und einseitig dargestellt – auch in Schulbüchern". Der Berliner Staatssekretär für Bildung, Mark Rackles, erhoffte sich für den Tag eine Sensibilisierung bei den Lehrkräften. Der Direktor des LISUMs, Dr. Götz Bieber, zeigte sich überzeugt, dass eine Konferenz wie diese Vorurteile abbauen könne, denn Israel würde zu häufig nur mit dem Nahost-Konflikt in Verbindung gebracht.
Für Dr. Dirk Sadowski vom Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung, der die Kommission mit seinem israelischen Kollegen Arie Kizel koordiniert, war die Konferenz eine Gelegenheit, erste Ergebnisse mit Pädagogen zu diskutieren. Wie wirken Bilder auf Jugendliche? Wie empfänglich sind sie für Emotionen? Wie wird man der Multiperspektivität gerecht?
Anwesende Pädagogen sahen durchaus Schwierigkeiten im Umgang mit deutschen Schulbüchern in Bezug auf Israel. „Manche Abbildungen sind zu komplex für meine Schüler", berichtete ein Lehrer. Andere bescheinigten, dass „die Kontextualisierung enorm wichtig sei". Es stehe nichts Falsches in den Büchern, aber es stehe nicht immer alles im richtigen Kontext.
In einem zweiten Teil der Konferenz beschäftigten sich die Teilnehmenden mit den Werten, die Deutschland und Israel verbinden, sowie mit Best-Practice-Beispielen aus dem pädagogischen Bereich. Prof. Dr. Doron Kiesel legte seine Überlegungen zur Wertegemeinschaft zwischen Deutschland und Israel dar. Ein Hauptaugenmerk lag auf den Themen Einwanderung und Vielfalt, bei denen „Israel als Lernlabor für Deutschland" dienen könne.
Ein Ansatz, der auch für Schulbuchverlage interessant sein könnte. Denn dies wäre eines von vielen Themen, das die israelische Realität aus anderem Blickwinkel darstellt und den Schülern einen umfassenderen Blick auf das Land bieten würde.

Israel-Botschaft 24.10.2013

Digitale Revolution in Tel Aviv

Die Stadtverwaltung Tel Aviv-Jaffa hat das Projekt eines stadtweiten Wi-Fi-Netzes gestartet.
Wie die Stadtverwaltung in der vergangenen Woche bekannt gab, sind bereits 60 der insgesamt 80 Hotspots aktiv, die Besuchern und Bewohnern der Stadt jederzeit freien Internetzugang ermöglichen. Die Hotspots finden sich entlang der Küste, vom Dolphinarium bis zum Hafen, entlang der Hauptstraßen Dizengoff und Ben-Gurion, ebenso an weiteren zentralen Punkten wie dem Kedumim-Platz in Jaffa, im Tel-Aviv-Museum, dem Suzanne-Dellal-Zentrum und dem Yarkon-Park.
Die Reichweite der Hotspots beträgt etwa 100 bis 150 Meter, wobei das Signal stark genug sein soll, um bequem Mails zu lesen und die eigene Facebookseite zu aktualisieren – nicht jedoch, um beispielsweise Filme herunterzuladen.
Die Stadt Tel Aviv-Jaffa ist eine der ersten Städte weltweit, die diesen Service zur Verfügung stellt. Damit verfolgt sie weiter die Strategie, Tel Aviv als Startup-City und als Zentrum von Innovation und Kreativität zu positionieren.
Für den Initiatoren der Aktion, Alon Solar von der Stadtverwaltung Tel Avivs, ist das Wi-Fi-Netz daher nur ein folgerichtiger Schritt: „Die Stadt zieht kontinuierlich innovative Unternehmen an. Im Kommunikationszeitalter ist der Zugang zu freiem Internet ein grundlegender Service."

Israel-Botschaft 16.9.13

Karte Tel Avivs mit Hotspots. Foto: Stadt Tel Aviv

Nachdruck aus: Newsletter der Botschaft des Staates Israel, mit freundlicher Genehmigung.

„Andere jüdische Erfahrungen machen“

Gespräch mit Dr. Josef Schuster über die Landesverbandsmitgliedschaft und über Fortbildungen für Mohalim

Benno Reicher: Herr Dr. Schuster, die Israelitische Kultusgemeinde Nürnberg ist vor über 20 Jahren aus dem Landesverband ausgetreten. Das hatte wohl auch etwas mit den damaligen Personen zu tun. Können Sie sich vorstellen, die Nürnberger Gemeinde wieder als Mitglied aufzunehmen?

Dr. Josef Schuster: Vorstellen kann ich mir das schon.

BR: Und…

JS: Und…, zunächst ist das doch eine interne Angelegenheit der Israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg. Ich habe keine Ahnung, wie dort das Meinungsbild zu dieser Frage aussieht. Ich kann mir aber vorstellen, dass man diese Frage in der Gemeinde sehr ausführlich diskutieren wird. Und das ist auch richtig so, denn die Gemeinde muss ja zuerst klar sagen können, ob sie das will. Aber wenn sich die Gemeinde-Gremien für eine Mitgliedschaft im Landesverband entscheiden, dann sollten sie diese bei uns beantragen. Unsere zuständigen Gremien werden den Antrag dann beraten und eine vernünftige Entscheidung treffen.

BR: Warum sollten die Nürnberger das eigentlich wollen?

JS: Das kann ich Ihnen nicht sagen, denn das müssen die Nürnberger Kollegen selbst herausfinden. Was ich aber sagen kann, und das ist keine neue Erkenntnis, Nürnberg war früher Mitglied im Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, auch unserer Vorgängerorganisationen, und Nürnberg liegt doch immer noch in Bayern, also, historisch und geografisch betrachtet ist die Zuordnung ziemlich klar.

BR: Aber was hätten die Nürnberger denn von einer Mitgliedschaft?

JS: Unsere Mitglieder werden, und das kann ich ganz allgemein sagen, durch den Landesverband überregional auf allen wichtigen Ebenen vertreten, z. B. gegenüber der Bayerischen Landesregierung. Als Dachorganisation hat man da wohl andere Möglichkeiten und Kontakte. Ich muss betonen: unsere Mitglieder verlieren nicht ihre Unabhängigkeit. Im Verband und im Verbund verstehen wir aber unsere Anliegen als **gemeinsame Interessen.** Wir sind mit dieser Politik in einer ganz guten Situation und das wäre sicher nicht so, wenn jede Gemeinde „ihre eigene Suppe kochen“ würde.

BR: Das betrifft die Arbeit nach außen. Aber wo profitieren die Gemeindemitglieder von der Verbandsarbeit?

JS: Das tun sie an ganz vielen Stellen, z. B. in der Jugendarbeit. Durch unsere überregionalen Jugendaktivitäten haben die jungen Leute die Möglichkeit, Freunde aus anderen Gemeinden zu treffen, mit ihnen zu lernen und neue Erfahrungen zu sammeln. Für unsere Gemeinden ist es wichtig, dass gerade die jungen Menschen andere jüdische Erfahrungen machen.

BR: Sie haben als Zentralrats-Vize Anfang Oktober in Berlin eine Fortbildung für Mohalim durchgeführt. Das ist das erste Mal, dass so etwas gemacht wurde. Wie kam es dazu?

JS: Sie werden sich an die heftige öffentliche Diskussion im vergangenen Jahr erinnern. Nach einem Urteil des Landgerichtes Köln wurde plötzlich die Brit Mila, ein traditionelles und sehr altes jüdisches Ritual, als Körperverletzung angesehen und mit dem Ziel diskutiert, unser Ritual zu verbieten. Für viele Menschen war damals in der Diskussion nicht zu verstehen, dass der Eingriff erfolgt, ohne dass tatsächlich medizinische Probleme entstehen. Ich kann verstehen, dass man, wenn man unser Ritual und die jahrhundertealte Praxis nicht kennt, also keine Ahnung hat, dass man sich dann Sorgen macht. Wir leben heute ja nicht mehr in einem isolierten Raum. Auch wir werden öffentlich betrachtet und nehmen die Sorgen sehr ernst. Der Gesetzgeber hat dann vor einem Jahr wichtige Standards für die Brit Mila festgeschrieben und als Arzt kann ich die in vollem Umfang unterschreiben.

BR: Was sagt das neue Gesetz und was ist da wirklich neu?

JS: Das Gesetz betont das Kindeswohl, es fordert vom Mohel die Einhaltung von Grundsätzen der Hygiene und der Instrumentensterilität und es fordert die Elternaufklärung. Das Gesetz verbietet die Metzitzah B’peh, also das Absaugen mit dem Mund, und es sagt, dass die Brit in den ersten sechs Monaten erfolgen muss. Danach verlangt das Gesetz, dass ein Arzt dabei sein muss, der bei Problemen fachlich reagieren kann. Die medizinischen Standards sind nicht wirklich neu. Natürlich wird eine Brit Mila heute nicht durchgeführt wie vor 500 Jahren. Was die Sterilität der Instrumente betrifft, so gibt es ja heute Einmalsets wie in vielen anderen Bereichen der Medizin auch und es gibt heute für die Schmerzbekämpfung die Emla-Creme. Nicht nur in diesen beiden Punkten unterscheidet sich heute eine Brit Mila von dem historischen Szenarium.

BR: Wenn das alles schon so klar ist, warum sollen dann Mohalim den Kurs machen und das Zentralrats-Zertifikat erwerben?

JS: Zum ersten Mal gibt es jetzt eine juristische Definition von Brit Mila. Um sich nicht in einem rechtsfreien Raum zu bewegen, sollte jeder Mohel, auch jeder in diesem Bereich tätige Arzt, das Gesetz und alle Inhalte kennen. Mit unserem Zertifikat kann der Mohel nachweisen, dass er zu diesen Inhalten eine qualifizierte Fortbildung gemacht hat. Und das gab es bisher nicht.

BR: Welche Inhalte haben Sie auf dem Fortbildungsseminar vermittelt?

JS: Wir hatten einen Programmpunkt zum neuen Gesetz. Dafür konnten wir den Würzburger Ordinarius für öffentliches Recht Prof. Dr. Kyrill-A. Schwarz gewinnen. Er hat vor allem dargestellt, was das Gesetz vom Mohel fordert und er hat die Rechtslage bewertet. Dann haben sich zwei Ärzte mit den medizinischen Fragen beschäftigt. Prof. Dr. Hans Kristof Graf, der Chefarzt des Jüdischen Krankenhauses Berlin, hat über die medizinischen Abläufe, die Schmerzbehandlung und die Risiken gesprochen und Dr. Martin Müller, der Hygienebeauftragte im Jüdischen Krankenhaus, hat die Fragen der Instrumentensterilität und der Hygienevorschriften bearbeitet.

BR: Und was bescheinigt das Zentralrats-Zertifikat dem Mohel?

JS: Unser Zertifikat bescheinigt die Teilnahme an einer Fortbildung mit den genannten Inhalten. In einer juristischen Auseinandersetzung kann das nützlich sein. Ich muss betonen, dass es so einen Nachweis bisher nicht gab. Als Arzt und auch als Zentralratsvorstand möchte ich ergänzen, dass zertifizierte Qualifizierungsmaßnahmen absolut richtig sind. Und den Eltern gibt das Zertifikat natürlich auch zusätzliche Sicherheit.

BR: Wird es weitere Fortbildungen geben?

JS: Ich gehe davon aus, dass sich eine weitere Nachfrage entwickeln wird. In unserer Gesellschaft, auch in der Medizin, wird berufliche Qualifikation immer wichtiger und auch jeder Arzt muss heutzutage seine Fortbildungen machen. Bezogen auf die Beschneidung wird der Zentralrat sie also wieder anbieten.

Nachruf Arno Hamburger

Der wichtigste Moment in meinem Leben

Zu seinem 90. Geburtstag Anfang dieses Jahres schrieb Leibl Rosenberg in unserem Pessach-Heft über ihn: „Er ist der lebende Beweis dafür, dass es möglich ist, ein heimatverbundener Lokalpatriot und ein kämpferischer Jude zu sein.“ Arno Hamburger war seit 1966 die dominierende Persönlichkeit der Israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg und seit 1972 saß er für die SPD im Nürnberger Stadtrat. Ende September verstarb Arno Hamburger im Alter von 90 Jahren.

Nürnbergs Oberbürgermeister Ulrich Maly würdigte ihn als „politisch-moralische Instanz“. Er habe nach dem Zweiten Weltkrieg stets versucht, den Ruf Nürnbergs wieder herzustellen und gegen Rechtsextremismus gekämpft. „Er war ein Lokalpatriot im besten Sinne“, erklärte Maly, „ein Stadtrat im ursprünglichen Sinne, einer der poltern konnte, aber immer den Kompromiss gesucht hat“.

Und der ehemalige Bayerische Ministerpräsident Günther Beckstein erklärte: „Er hat dafür gesorgt, dass Nürnberg eine Stadt des Friedens und der Versöhnung geworden ist. Ein wunderbarer Demokrat und Brückenbauer.“

Geboren 1923 in Nürnberg, erlebte Arno Hamburger, wie seine Heimatstadt nach 1933 eine Hochburg der nationalsozialistischen Bewegung wurde. Nach den Pogromen vom 9. November 1938, die der Junge miterleben musste, gelang es seinen Eltern, ihn außer Landes zu schicken. Im September 1939 ging er in Tel Aviv an Land. Ab 1941 diente er in der britischen Armee und als Mitglied der Jewish Brigade kam er nach dem Krieg schon im Frühjahr 1945 wieder nach Nürnberg zurück.

„Der wichtigste Moment in meinem Leben war wohl“, erklärte er später, „als ich nach dem Krieg meine Eltern am Leben gefunden habe. Das war der Gipfel aller Wünsche und Gedanken, die mich von August 1939 bis Mai 1945 bewegt haben. Dass dieses Wunder geschehen ist, dafür bin ich bis heute unserem Schöpfer dankbar.“ Und leise ergänzte er: „Leider hat es der Rest der Familie nicht geschafft.“

Der junge Hamburger machte eine Metzgerausbildung. Sehr bald nach der Befreiung gründeten Dr. Julius Nürnberger, Paul Baruch und Adolf Hamburger, Arnos Vater, eine neue Jüdische Gemeinde und Arno engagierte sich dort schon sehr früh und über 40 Jahre war er ihr Vorsitzender.

Er war wohl auch ein unbequemer Mensch, wie nach seinem Tod eine Nürnberger Zeitung schrieb. „Das Alter ließ ihn nicht milde werden“, und auch für seine Mitstreiter sei seine kompromisslose Haltung manchmal durchaus anstrengend gewesen. Darauf angesprochen, war er um eine passende Antwort nicht verlegen. In einem Interview mit den Nürnberger Nachrichten sagte er im Mai 2007: „Wenn man von allen geliebt wird, macht man was falsch.“ *Benno Reicher*

Zentralrat wünscht NPD-Verbotsantrag

Zur aktuellen Debatte um eine Beteiligung der neuen Bundesregierung am NPD-Verbotsantrag erklärte ZR-Präsident Dr. Dieter Graumann Ende Oktober:

„Die neue Bundesregierung sollte gleich mit dem richtigen Schritt und einem geglückten Startsignal beginnen: Wir hoffen deshalb sehr, dass die Frage zum NPD-Verbotsantrag in den laufenden Koalitionsverhandlungen nicht nur etwa aufkommt, sondern unzweideutig zugunsten eines gemeinsamen Vorgehens mit dem Bundesrat entschieden wird.

Die NPD ist durch und durch verfassungsfeindlich, menschenverachtend, rassistisch, antisemitisch und gewaltbereit. Der Zentralrat der Juden fordert bereits seit Jahren, dass diese Partei nicht nur geächtet, sondern vom Parteienprivileg ausgeschlossen und somit endlich verboten wird. Dass die Verbreitung von braunem Gift sogar auch noch mit Steuermitteln finanziert wird, kann schließlich kein vernünftiger Mensch im Land jemals verstehen. Ein entschlossenes und vor allem auch ein geschlossenes Handeln der Verfassungsorgane würde ein wichtiges politisches Zeichen gegen den von der NPD propagierten Menschenhass setzen.

Es wäre daher mehr als wünschenswert, dass sich die neue Bundesregierung, aber auch der neue Bundestag dem Verbotsantrag des Bundesrats, der nun sicher kommen wird, mit Entschlossenheit anschließen. Ein solcher Verbotsantrag ändert natürlich gar nichts daran, dass wir alle weiterhin auf allen Ebenen gegen die Auswüchse von Faschismus und Diskriminierung zu kämpfen haben. Jeder in der Zivilgesellschaft ist weiterhin gefordert, sich gegen den braunen Hass zu stellen und für die Toleranz einzustehen. Die neue Bundesregierung könnte und sollte durch einen positiven Entscheid für einen Verbotsantrag in Karlsruhe aber gleich am Anfang ein resolutes Signal setzen, das gewiss im ganzen Land gehört werden würde.“

Amberg

Amberg hat neuen Rabbiner

Elias Dray ist der neue Gemeinderabbiner der Jüdischen Gemeinde Amberg. Seit dem Ableben von **Rabbiner Nathan Zanger** im Jahre 1971 hatte die Gemeinde keinen eigenen Rabbiner mehr. Der neue Amberger Rabbiner Elias Dray erhielt eine zehnjährige Rabbinerausbildung in Israel und er arbeitet bereits seit sieben Jahren in der IKG München.

Die Gottesdienste an den Hohen Feiertagen leiteten der **neue Rabbiner** und **Schmuel Kurin**. Am ersten Abend von Rosch Haschana kamen über 80 Gäste zum Gebet sowie zur festlichen Jom-Tow-Mahlzeit. **Almira Sultanova, Elena Shktchepanska** und **Lubav Gerschunowitsch** gestalteten gemeinsam mit **Rebbezin Sara Rivka Dray** das festliche Abendessen. **Swetlana Jolowitsch** war für die Organisation zuständig. **Ignaz Berger** vom Gemeindevorstand begrüßte die Gäste und brachte seine Freude zum Ausdruck, dass die Gemeinde nun nach langer Zeit wieder einen Rabbiner finden konnte.

Der Gemeindevorstand hat für die Feiertage ein neues Machsor eingeführt. Es heißt **Tefilat Amcha** und ist mit deutscher oder russischer Übersetzung sowie mit phonetischem Text erhältlich. Auch Anfänger können sich in diesem Gebetbuch gut zurechtfinden.

Auch das Sukkot-Fest wurde in diesem Jahr in der Gemeinde Amberg gefeiert. **Rabbiner Elias Dray** leitete den Gottesdienst. Es war ein schönes Beisammensein von Jung und Alt in der wunderschönen Sukka. Zum Kiddusch gab es für alle einen Tscholent. Die vielen Kinder bekamen Süßigkeiten.

Am Donnerstag, 28. November, gibt der weltbekannte **Kantor Mosche Fishel** um 19 Uhr ein Chanukka-Konzert in der Jüdischen Gemeinde Amberg. Alle sind herzlich eingeladen.

Anmeldung unter Telefon 09621–13140 oder unter ikg.amberg@gmail.com

Rabbiner Elias Dray

Bamberg

Israel-Basar

Zum zweiten Israel-Basar, angeregt durch den Gemeinde-Vorsitzenden **Arieh Rudolph**, kamen im Juni etwa 400 Gemeindemitglieder und Gäste in die Israelitische Kultusgemeinde Bamberg. Die Stuttgarter Firma Doronia bot einen reichen Querschnitt aus ihrem Sortiment an: Bücher, CDs und DVDs, Lebensmittel, schöne Kerzen und duftende Seifen, Festtagskarten, jüdische Kultgegenstände wie Gebetsmäntel und Kippot, Leuchter und vieles mehr. Einer der Höhepunkte war eine Weinprobe von israelischen Weinen. Die Gemeinderabbinerin **Dr. Yael Deusel** und der 1. Vorsitzende boten den Gästen kostenlose Synagogen-Führungen an. Auch ein reichhaltiges Kuchenbuffet ergänzte diesen erfolgreichen Israel-Basar.

Besuch in Weiden

Unser sommerlicher Gemeindeausflug, organisiert vom Gemeindevorstand in Zusammenarbeit mit dem Seniorenclub und dem Kultur-Café, brachte uns im Juli in die Oberpfalz und nach Weiden. Ziel der Reise war die Besichtigung jüdisch-historischer Orte in der Oberpfalz und natürlich auch die Israelitischen Kultusgemeinde Weiden. Dort wurden wir gegen 11 Uhr freundlich von der Sozialarbeiterin **Marina Jurovetskaja** empfangen. Ihr großes Engagement machte unser umfangreiches Programm erst möglich. **Marina Jurovetskaja** erwies sich als erfahrene und kompetente Gästeführerin. Wir besichtigten mit ihr die über 200 Jahre alte Synagoge in Floß. In der Pogromnacht 1938 wurde auch sie angezündet, doch ist sie glücklicherweise nicht Raub der Flammen geworden. Nach dem Krieg, 1964, kaufte der Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinde in Bayern das verfallene und als Lagerhalle genutzte Gebäude. Gemeinsam mit öffentlichen bayerischen Stellen wurde die Synagoge aufwändig saniert und restauriert. Derzeit befindet sich dort ein jüdisches Museum, und an den Hohen Feiertagen nutzt die Weidener Gemeinde die Synagoge für Gottesdienste.
Danach fuhren wir zu den Ruinen des mittelalterlichen Schlosses. Floß liegt 438 Meter über dem Meeresspiegel und das Schloss auf 745 Meter. Der Aufstieg war deshalb für viele Gemeindemitglieder eine Herausforderung, die nicht alle schafften. Sie konnten sich stattdessen unten in der Burgschänke erholen. Dann ging es zur KZ-Gedenkstätte Flossenbürg, dem ehemaligen Konzentrationslager für Juden und politische Häftlinge. Heute ist es ein Museum und eine Gedenkstätte für alle Opfer der nationalsozialistischen Diktatur. In diesem Lager ermordeten die Nazis den russischen General Dimitrij Karbyschev und den deutschen Admiral Wilhelm Franz Canaris. Nach der Besichtigung des früheren KZs besuchten wir die kleine jüdische KZ-Gedenkstätte und blieben dort zu einer Gedenkminute für unsere ermordeten Brüder und Schwestern und alle anderen Menschen.
Die Fahrt mit dem sehr komfortablen 4-Sterne-Bus nach Weiden ins jüdische Gemeindezentrum war für den Busfahrer eine besondere Herausforderung, denn überall in der Stadt waren Veranstaltungen, die den direkten Weg blockierten. Wir kamen jedoch sicher an, konnten uns erholen, etwas essen und über unsere gemeinsamen Erlebnisse reden. Nach dieser schönen Zeit in der Jüdischen Gemeinde Weiden fuhren wir zurück nach Bamberg. Es war sehr schön, dass bei diesem Ausflug auch Kinder dabei waren. Sie waren begeistert von unserem Doppeldecker-Bus, hatten Spaß und versprachen, beim nächsten Mal wieder dabei zu sein.
Für die Unterstützung und Organisation der Reise danken wir dem 1. Vorsitzenden **Herrn Rudolph**, **Frau Manastyrskaia** und **Frau Glasunova.**

Elisabeth Gorkurova,
Kulturreferentin und Vorstandsmitglied

Kindertheater Chapeau Claque

Unsere Kindertheatergruppe besuchte im Juli mit zehn Kindern und drei Erwachsenen das Kindertheater „Chapeau Claque“ auf dem früheren Gartenschaugelände in Gaustadt. Es war sehr heiß an diesem Tag und alle Zuschauer mussten sich mit kalten Getränken und Eis versorgen.
Das Kindertheater brachte das Stück „Die rote Zora“ nach dem Roman von Kurt Held. In der wunderbaren und pädagogisch wertvollen Inszenierung zeigten die Schauspieler, trotz der großen Hitze von 35 Grad, ein gekonntes und humorvolles Spiel. Sie mussten in der prallen Sonne laufen, springen, singen und ihre Kostüme wechseln. Die Zuschauer waren begeistert und spendeten großen und langanhaltenden Applaus.

Hohe Feiertage

Da in diesem Jahr die Hohen Feiertage zeitlich sehr früh begannen, konnten die Veranstalter nicht einfach die Kinder und Jugendlichen nach den Sommerferien entsprechend vorbereiten. Dennoch begannen die für den Religionsunterricht Zuständigen, den Kindern die Symbole der Hohen Feiertage (das Schofar zu Rosch Haschana und Jom Kippur, die Sukka und die Reihenfolge der Lesungen zu Simchat Tora) mit Basteln, Malen und Singen beizubringen. Auch das Kindersingprojekt von Frau Becker für die Woche der Brüderlichkeit 2014 wurde gleich nach den Sommerferien wieder in Angriff genommen.
Zu Jom Kippur fand wieder, es ist inzwischen schon Tradition, das Gedenken an die Opfer von Babij Jar am Denkmal der Verfolgten des Naziregimes an der Unteren Brücke vor dem Alten Rathaus statt. Einen Tag davor fand zum zweiten Mal für die jungen Gemeindemitglieder und ihre Eltern und Großeltern ein Kindergottesdienst mit **Gemeinderabbinerin Dr. Deusel** statt. Die jungen Mütter waren sehr gerührt von der Art und Weise, wie die Rabbinerin mit den schweren biblischen und talmudischen Texten entsprechend der kindlichen Wahrnehmung umging.
Das Sukkot-Fest brachte noch mehr Freude. Die Sukka wurde von unseren bewährten Helfern geschmückt. Sie hatten die erforderlichen Zweige im Wald geholt. Am nächsten Tag schmückten die Kinder und Jugendlichen unter der Leitung von **Frau Manastyrskaia** die Sukka und hängten Girlanden in vielen Farben, Lampions, Lichtschläuche und bunte Deko in die Zweige. Zum Sukkotfest selbst kamen trotz strömendem Regen viele Mitglieder und Gäste in die Sukka.
Mit dem Simchat-Tora-Fest am 27. September hatten die Hohen Feiertage zwar religiös ihren Abschluss, aber am Abend zu Kabbalat-Schabbat lief ein festlicher Zug aus Kindern und Erwachsenen mit Tanz und Freude sieben Mal um die Bima. Anschließend gab es einen leckeren Kiddusch. Leider konnte Herr Rudolph zum ersten Mal bei der Feier nicht anwesend sein. Er lag im Krankenhaus und wurde aber während dieser Zeit von vielen Gemeindemitgliedern besucht. Hierfür möchte sich **Herr Rudolph** noch einmal mit einem herzlichen „Schkoyach“ bedanken.

Reise nach Marburg

Nach einem Besuch der Marburger Gemeinde bei uns in der IKG Bamberg im Juli erfolgte im Oktober unser Gegenbesuch in Marburg. Die persönlichen Beziehungen zwischen Arieh Rudolph und Amnon Orbach boten gute Voraussetzungen für diesen Gemeinde-Austausch. Nach einem Empfang bei Kaffee und Kuchen zeigte uns Amnon Orbach einen Film über die schulische Ausbildung der Kinder und Jugendlichen der Gemeinde sowie die feierliche Einhebung ihrer Torarolle. Anschließend führte er uns durch die wunderschöne Synagoge und er erklärte, dass die Gemeinde sehr stolz ist, eine so große und repräsentative Synagoge zu haben. Besuche zwischen den Gemeinden sollten viel öfters stattfinden.

Erlangen

Ausflug mit dem Freundeskreis

Auch in diesem Jahr lud der Freundeskreis der Jüdischen Kultusgemeinde die Gemeindemitglieder zu einem Ausflug ein. Erste Station war Georgensgmünd, wo bereits 1564 ein Jude lebte. Jüdisches Leben existierte bis 1938, als die letzten Juden ihren Heimatort verlassen mussten. Der Friedhof wurde 1550 angelegt. Er diente als Verbandsfriedhof für die umliegenden Orte. Bis heute sind immer noch 1800 alte Grabsteine erhalten. Ein besonderes Denkmal ist das einzige in Süddeutschland noch erhaltene Taharahaus. Die schön ausgemalte Synagoge enthält ein kleines Museum und zwei Mikwen.
Nächste Station bei hochsommerlichen Temperaturen war Ansbach, wo erst einmal die Mittagsrast in einem schattigen Biergarten eingelegt wurde. Danach folgte eine Stadtführung durch die hübsche Altstadt der ehemaligen Residenz der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Höhepunkt war der Besuch der barocken Synagoge. Sie ist eine der bedeutendsten in Süddeutschland, erbaut von Hofbaumeister Leopoldo Retty. Vor der Rückfahrt blieb noch Zeit für einen Spaziergang oder einen Kaffee im Hofgarten der Orangerie.

Neujahrsempfang in der Jüdischen Kultusgemeinde

Auch in diesem Jahr organisierte die Gemeinde einen Neujahrsempfang. Unter den Gästen waren Vertreter der Stadt Erlangen, der Universität, des Landkreises Erlangen-Höchstadt und Vertreter anderer Religionsgemeinschaften. Der bayerische **Innenminister Joachim Herrmann** überbrachte die Grüße der Landesregierung, **Oberbürgermeister Dr. Siegfried Balleis** die der Stadt Erlangen und **Grit Nickel** der islamischen Gemeinden. **Rabbiner Dani Danieli** sprach für die Gemeinde und der **Sänger Igor Dubovsky**, vom Zentralrat der Juden gesponsert, sorgte für den musikalischen Rahmen.

Sukkot und Tag der offenen Tür

In diesem Jahr feierten wir den Tag der offenen Tür in der Sukkotwoche. Ein wunderschöner Tag, eine geschmückte Sukka, Musik, gutes Essen und ein Vortrag von Rabbiner Danieli lockten viele interessierte Gäste in unsere Gemeinde.

Die Friedenstaube

Um auf den 60. Geburtstag der UN-Menschenrechte aufmerksam zu machen, schuf der **Künstler Richard Hillinger** 2008 bronzene Tauben. Seither fliegen sie mit einem Olivenzweig im Schnabel als Symbol für den Frieden durch die Welt. Dieser schöne Brauch erreichte nun auch die Jüdische Kultusgemeinde Erlangen, wo sie den Namen **„Yonat Hatschuwa“** erhielt. Yonat heißt Taube und Hatschuwa hat die Bedeutungen: Antwort auf eine Frage, Rückkehr, etwas Neues mitbringen.
Von uns aus fliegt Yonat Hatschuwa in die Gemeinden des Landkreises Erlangen-Höchstadt, um sich dort auf den Plätzen der ehemaligen Synagogen niederzulassen. Danach wird die Taube in den Schulen der Gemeinden auf die Geschichte der Synagoge und der Juden in dem Ort aufmerksam machen. **Landrat Irlinger** vom Landkreis Erlangen-Höchstadt schickte die Taube nach Baiersdorf zum **Bürgermeister Galster**.
Aus unserer Sicht eine hervorragende Idee, um an die dunkle Geschichte zu erinnern, bei ihrer Aufarbeitung mitzuwirken und Kontakte zu den Gemeinden herzustellen.
Die JKG Erlangen hat **Christof Eberstadt** als „Beauftragten der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen für die alte jüdische Gemeinde“ bestellt. Er wird zukünftig dazu beitragen, dass das Gedächtnis an die ehemalige Gemeinde bewahrt und gesichert wird. Herr Eberstadt ist 61 Jahre alt und selbstständig. Er beschäftigt sich seit 30 Jahren mit der Erforschung seiner Vorfahren aus Worms und deren Verbreitung über die Welt. In dieser Tätigkeit ist er seit 15 Jahren Mitglied von Jewish Gen in den USA und er hat weltweit Kontakte zu Menschen geknüpft, die sich dem gleichen Lebensthema verschrieben haben. Als Bewohner Erlangens hat er in den vergangenen Jahren sein Augenmerk zusätzlich verstärkt auf die Erforschung der fränkisch-jüdischen Geschichte gerichtet. Wir freuen uns, ihn für unsere Belange gewonnen zu haben.

Das erste Freie Jüdische Lehrhaus Erlangen (EFJLƎ)

Von Rabbiner Dan Danieli

Das erste Freie Jüdische Lehrhaus Erlangen (EFJLƎ) hat sich zum Ziel gesetzt, Wissen über jüdische Religion und Kultur an Juden und Nichtjuden aus der Region zu vermitteln. Einer der Schwerpunkte des Jüdischen Lehrhauses liegt darüber hinaus in der Frage, wie jüdische Menschen, die derzeit kaum Kontakte zur Gemeinde oder zu anderen jüdischen Einrichtungen pflegen, dafür gewonnen werden können, sich wieder aktiv mit ihrem Glauben bzw. ihrer Herkunft auseinander zu setzen. Hierbei erscheint es notwendig, bessere Kenntnisse über deren Lebensstile, Interessen und Ressourcen, aber auch eventuelle Barrieren für einen Kontakt zu jüdischen Einrichtungen zu erlangen.
Der Prozess der Assimilation fand schon bei dem Auszug aus Ägypten, bei der Wanderung durch die Wüste Sinai, statt. Und heute befinden wir uns auf dem Höhepunkt der jüdischen Assimilation. Im Durchschnitt leben mehr als 40 Prozent der Juden in der Diaspora in einer Mischehe. Derzeit leben in Erlangen und Umgebung schätzungsweise mehrere tausend Personen jüdischen Glaubens sowie deren Angehörige. Davon sind ca. 30 Prozent Gemeindemitglieder.
Studien ergaben, dass nur 50 Prozent der Zuwanderer aus den Ex-Sowjetstaaten eine Mitgliedschaft in einer jüdischen Gemeinde erwerben. Von diesen ist wiederum nur ein Teil im Gemeindeleben aktiv, noch weniger Personen nutzen bisher Bildungsangebote. Zudem leben auch jüdische Studierende und israelische Familien in Erlangen, die weder Gottesdienste besuchen noch Unterrichtsangebote nutzen.
Wir müssen die religiösen Angebote für Menschen jüdischen Glaubens sowie deren Angehörige verbessern und die Vermittlung jüdischer Religion, Tradition und Kultur attraktiver gestalten.
Ein weiteres wichtiges Ziel ist der interreligiöse Dialog mit allen Religionsgemeinschaften und der Bevölkerung in unserer Region. Hier möchten wir mehr Wissen über das Judentum vermitteln und Verständnis und Toleranz erreichen.
Das Bildungsangebot richtet sich an alle jüdischen und nichtjüdischen Menschen in Erlangen und im Landkreis.

Unsere nächste Veranstaltung:
Auge um Auge
Am: 15. 12. 2013 um 11.30 Uhr, Eintritt frei
Ort: Gemeindehaus, Rathsbergerstraße 8b, 91054 Erlangen

Gibt es eine Phrase, die von böswilligen Menschen häufiger im Zusammenhang mit dem Judentum zitiert wurde als „Auge um Auge“? Wie kaum ein anderer Satz aus der Tora ist dieser sprichwörtlich geworden. So sprichwörtlich, dass niemand mehr weiß, dass die Unterstellung aus antijüdischer Polemik stammt. Diese behauptet, das Judentum sei eine Religion, die nach dem Prinzip der Vergeltung Recht spricht, im Gegensatz zum Christentum, dem das Prinzip der Nächstenliebe zugrunde liege. Wir werden zeigen, dass es sich bei der üblichen Auslegung des Bibelwortes um eine Verzerrung und böswillige Verdrehung seines wahren Sinnes handelt.

Übergabe der Friedenstaube, v. links: Ester Klaus, Vorsitzende der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen, Eberhard Irlinger, Landrat des Landkreises Erlangen-Höchstadt, Rabbiner Dani Danieli und Christof Eberstadt, Beauftragter der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen für die alte jüdische Gemeinde.

Hof

Konzert mit Igor Milstein

In Kooperation mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland gab **Igor Milstein** am 9. Juni ein Konzert in unserer Gemeinde. Dazu kamen auch viele Gäste von außerhalb der Gemeinde und der Gemeindesaal war mit fast 100 Besuchern sehr gut gefüllt.

Familientag

Eine Woche später, am 16. Juni, feierten wir unseren jährlichen Familientag. Diese Veranstaltung ist besonders den Familien mit Kindern gewidmet. Das Jugendzentrum, unter der Leitung von **Marina Pinis** und **Lena Tykvatch**, bereitete für die Kinder Spiele, Quiz und viele andere Attraktionen vor. Einige Kinder und Jugendliche führten zusammen mit unseren Chor „Shalom" unter der Leitung von **Alla Uritzkaya** verschiedene Tänze und Lieder auf. Unsere Köchin **Inge Schwalb** bereitete leckere Salate und andere Gerichte. Weitere Speisen wurden anschließend von **Dr. Khasani** und **Efraim Geissler** frisch auf dem Grill zubereitet. Das Programm wurden neben dem Ensemble „Shalom" auch noch von den **Gebrüdern Landsmann** musikalisch untermalt.

Die Hohen Feiertage

Anfang September begann mit Rosch Haschana der Feiertagsmarathon. Wie bereits im letzten Jahr luden wir zur Unterstützung unseres Gemeinderabbiners den jungen **Kantor Moishe Kaplan** in die Gemeinde ein.
Vor Jom Kippur besuchte die Hofer Gemeinde den jüdischen Friedhof. Dort gedachten wir der Verstorbenen, besonders auch der 142 auf dem Hofer jüdischen Friedhof begrabenen KZ-Häftlinge.
Unseren Schabbat-Gottesdienst am 21. September besuchte der „Verein für Israel" zusammen mit **Markus Büttner**, dem Inhaber des Israelladens, und wir feierten gemeinsam mit den Gemeindemitgliedern den Kiddusch. An dieser Stelle möchten wir uns nochmal ganz herzlich bei unserer Köchin **Inge Schwalb** bedanken, die uns trotz des ganzen Feiertagsstresses immer wieder mit köstlichen Speisen verwöhnte.

Jugendzentrum

Jeden Sonntag trifft sich in der Gemeinde unser Jugendzentrum. **Marina Pinis**, die Leiterin des Jugendzentrums, bereitet für die Kinder und Jugendlichen verschiedene Spiele, Bastelarbeiten oder Ausflüge vor. So besuchten die Kinder und Jugendlichen den Zirkus Krone und sie machten einen Ausflug in den Europapark. Frau Pinis nutzt aber auch die Zeit mit den Kindern und vermittelt noch Wissen zu den Themen jüdische Tradition und Feiertage. Auf diesem Weg möchten wir uns auch nochmal ganz herzlich bei Marina für ihren ehrenamtlichen Einsatz im Jugendzentrum bedanken.

Club Injan

Unser Club „Injan" trifft sich 14-tägig in der Gemeinde und richtet sich an alle Mitglieder. Der Club veranstaltet verschiedene Vorlesungen und Informationsveranstaltungen zu den Themen Judentum, Literatur, Kunst, Musik und Heimat. Es ist mit Sicherheit nicht immer einfach für die Leiterin des Clubs **Riva Levin** und ihren Ehemann **Evgenij Levin** alles ehrenamtlich so gut zu organisieren, aber beide machen es wirklich sehr gut und es gelingt ihnen immer wieder, die verschiedenen Interessen und Wünsche der Gemeindemitglieder unter einen Hut zu bringen.

Ensemble Shalom

Unser **Gemeindechor „Shalom"** trat auch in diesem Jahr wieder unter der Leitung von **Alla Uritzkaya** bei der Hofer Kulturnacht im Juni auf und er beteiligte sich mit einem Auftritt am 18. Oktober in der Hofer Volkshochschule an der interkulturellen Woche. Das Ensemble „Shalom" unterstützt schon seit vielen Jahren die Gemeinde bei den verschiedenen Festen und Veranstaltungen.

Ausflug nach Dresden und Meißen

Am Sonntag, 6. Oktober, fuhr die ganze Gemeinde nach Dresden und Meißen. In Dresden besuchten wir die Jüdische Gemeinde und eine Kunstausstellung und in Meißen die Porzellan-Manufaktur. Einige Gemeindemitglieder nutzten die restliche Zeit und entdeckten die Stadt auf eigenen Füßen.

Chanukka-Party

Am Sonntag, dem 1. Dezember 2013, findet unsere jährliche Chanukka-Party statt.

Der Vorstand der Jüdischen Gemeinde Hof wünscht allen Mitgliedern, Freunden und Bekannten **Chanukka Sameach**.

Regensburg

Die Hohen Feiertage

In diesem Jahr haben die Hohen Feiertage besonders früh begonnen. Zu den Festtagen war die Synagoge gut besucht. Viele Gäste kamen gerne, um sich in die Augenblicke der inneren Einkehr zu vertiefen. **Rabbiner Josef Chaim Bloch** führte die Betenden mit viel Kawwana durch die Gebete. Seine Schiurim über die jüdischen Feste im Monat Tischri, seine Ansprachen nach der Lesung der Tora und beim gemeinsamen Kiddusch sowie der Klang des Schofars gaben Impulse in den Alltag hinein. **Oberbürgermeisterr Hans Schaidinger** war am Jom Kippur bei dem herrlichen Kiddusch der **Familie Danziger** dabei und überbrachte der Gemeinde zum neuen Jahr die Grüße der Stadt.
Zum fünften Mal wurde die Sukka, die 1912 im Innenhof des Gemeindehauses eingebaut wurde, wieder hergerichtet. Sie bietet fast der ganzen Gemeinde Platz, sodass wir uns dort auch in diesem Jahr wieder oft zum Feiern versammeln konnten. Unser Rabbiner erklärte nochmals die Bedeutung des Festes und der Sukka, wo wir an den Festtagen und am Schabbat Chol haMoed bei gutem Essen und Trinken feierten.
Vor den nächsten Feiertagen hat unser Rabbiner über Hoschana Rabba und Schemini Azeret gesprochen. An diesen Festen waren bei uns zu Gast Prof. Dr. Mosche Izchaki und Prof. Dr. Ben-Zion Rosenfeld von der Bar-Ilan-Universität in Israel. Am Simchat Tora schließlich wurden alle Tora-Rollen in einer großen Prozession mit Tanz und Gesang sieben Mal um die Bima getragen. Dieses Jahr hatten alle Gemeindemitglieder die Möglichkeit, die Mizwa des Lulaw-Schüttelns zu erfüllen. Nach den Hohen Feiertagen, am 6. Oktober, hat unser Rabbiner eine Lehrstunde unter dem Titel „Schabbat-Gebote" durchgeführt.

Herbst-Schachturnier

Es ist schon eine Tradition geworden, jährlich Turniere zwischen Schachfreunden der jüdischen Gemeinden in Bayern durchzuführen: das Turnier im Frühling in Augsburg und das Herbstturnier in Regensburg. Die Schachwettkämpfe helfen, die Integration zu verbessern und die Kontakte zu anderen Gemeinden und zu Mitgliedern des deutschen Schachklubs zu verstärken. Das bestens organisierte bayerische Schachturnier, in Erinnerung an **Otto Schwerdt s. A**. und **Anatoliy Shapiro s. A**., fand in der Jüdischen Gemein-

de Regensburg statt. Am Turnier am 20. Oktober haben zwölf Mannschaften mit 45 Schachspielern aus den Jüdischen Gemeinden Augsburg, Bamberg, Erlangen, Fürth, Hof, München, Nürnberg, Regensburg und Weiden teilgenommen. In ihrer Begrüßung erinnerte **Ilse Danziger**, Vizepräsidentin des Landesverbandes der IKG in Bayern und Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde Regensburg, an **Otto Schwerdt s. A.**, Mitbegründer des Schachklubs der Jüdischen Gemeinde und selbst begeisterter Schachspieler, und an **Anatoliy Shapiro s. A.**, ehemaliger eifriger Spieler und aktiver Organisator.

Die Turnier-Ergebnisse:
Die Mannschaftsmeisterschaft gewann die Mannschaft München 1, den 2. Platz Regensburg 1 und den 3. Platz die Mannschaft Augsburg-Hof.
Die Einzelmeisterschaft: 1.Platz **Roman Vidonyak** aus München, gefolgt von **Nellya Vidonyak** aus München und **Paul Gaydar** aus Regensburg.
Nestorenmeister: **Boris Miskevicer** aus München; Seniorenmeister: **Nikolay Shalnev** aus Nürnberg; Juniorenmeister: **Noam Bergaus** aus München; Frauenmeisterin: **Olga Shalneva** aus Nürnberg. Ältester Schachspieler **Leonid Rybak** aus München und jüngster Teilnehmer **Igal Bergaus** aus Bamberg.
Alle Sieger erhielten Pokale, Urkunden und Preise von den Vorständen **Volodymyr Barskyy** und **Jakov Denyssenko**. Große Unterstützung bei Organisation und Durchführung des Schachturniers gab es vom städtischen Schachklub RT und seinem Leiter **Martin Grasser**. Schiedsrichter war **Isaak Urbach** aus Augsburg.

Straubing

Synagogen-Renovierung

Den ganzen August nutzten wir für umsichtige Instandhaltungen an der Synagoge. Feuchtigkeitsflecken im Foyer des einzigen jüdischen Kultbaus in Niederbayern schreckten uns auf. An der Fassade hatten sich auf der Balustrade und im Dachbereich undichte Stellen im über 100-jährigen Gebäude gebildet. Auch die Stabilität der granitenen Freitreppe, ursprünglich nur mit Bauschutt unterfüllt, hatte besonders durch den harten Winter gelitten. Für die Feiertage stoppten wir die Arbeiten, die jetzt wieder aufgenommen wurden.

Familenhaus-Eröffnung mit Vorstandsmitglied Anatoli Zap.

Die Hohen Feiertage

Wie jedes Jahr zu Rosch Haschana und Jom Kippur kamen viele unserer Mitglieder zur Synagoge, um zu beten und zu feiern. In seiner Ansprache wies der Vorsitzende **Israel Offman** daraufhin, wie sehr er sich freue, dass viele unserer Mitglieder wenigstens an den Feiertagen den Weg zur Synagoge finden, denn eine volle Synagoge sichert den Fortbestand der Gemeinde und des Judentums. Mit einem Augenzwinkern erwähnte er, dass es die sogenannten „Feiertagsjuden“ immer schon in Straubing gab. Es folgten Sukkot mit Kidduschim in der Sukka, und mit einem großen Simchat-Tora-Ball endete diese besondere Zeit.

Drei auf der Arche

Am 30. September fand in den Räumen der Gemeinde die Mitgliederversammlung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit statt. Unmittelbar vorher führte das Kinder- und Jugendtheater Raduga das Stück „Drei auf der Arche“ auf. Die hinreißende Musik, die bunten Kostüme und das prächtige Spiel der jungen Schauspieler bescherten uns ein unvergessliches Erlebnis.

Familienhaus

Am 6. Oktober wurde mit einem Festakt das Familienhaus, das dem Miteinander der Generationen und Kulturen dienen soll und von der Evangelischen Christuskirche erbaut wurde, feierlich eingeweiht. Vorstandsmitglied **Anatoli Zap** vertrat die Israelitische Kultusgemeinde und versicherte in seinem Grußwort, dass sich die Israelitische Kultusgemeinde als Teil der Straubinger Familie fühlt.

Simchat Tora-Ball mit dem Gemeindevorsitzenden Israel Offman

Würzburg

Der jüdische Friedhof am David-Schuster-Weg ist für die auf 1000 Mitglieder angewachsene Gemeinde zu klein geworden. Der Begräbnisplatz im Würzburger Stadtteil Lengfeld war am 4. Juli 1882 eingeweiht worden. Der älteste der etwa 700 Grabsteine, für Amalie Bechhöfer, trägt das Datum 1881. Ein Friedhofshaus mit einer Taharahalle befindet sich vor dem Haupteingang.
Jetzt soll dieser Friedhof erweitert werden. Ein angrenzendes Grundstück befindet sich bereits seit zehn Jahren im Besitz der Israelitischen Kultusgemeinde. „Wir brauchen dringend mehr Platz für Gräber, weil wir durch die Zuwanderung von Mitgliedern aus der ehemaligen Sowjetunion sehr stark gewachsen sind, wie die anderen Gemeinden auch“, sagt Gemeindevorsitzender Dr. Josef Schuster, „bislang fehlten uns allerdings die notwendigen finanziellen Mittel“. Nun will der Würzburger Stadtrat für die neue Anlage 580.000 Euro im städtischen Haushalt bereitstellen. Die notwendigen Baumaßnahmen werden wohl etwa ein Jahr dauern. Mit den ersten Belegungen kann ab Anfang 2015 gerechnet werden. *bere.*

BAYERN 2 RADIO BR

Einstimmung auf den Schabbat

Radio Schalom des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern sendet das 2. Hörfunkprogramm des Bayerischen Rundfunks jeden Freitag von 15.05 bis 15.20 Uhr

Jüdische Landgemeinden in Bayern (35)

Von Michael Schneeberger

„Der Juden Häuser samt der umgebenden Mauern“

Geschichte der Juden von Gaukönigshofen

In den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts war Arieh Chazor aus Haifa mit seiner Gattin Rifka Verwalter des jüdischen Altersheimes in Würzburg. Vor seiner Emigration in den Dreißigerjahren war er als Ludwig Königshöfer in Köln geboren und änderte seinen Familiennamen in Israel in „CHAZOR“, der hebräischen Übersetzung des Wortes „Königshof“.

Arieh war ein Nachkomme des um 1800 geborenen Lehrers und Rabbiners Mendel Löb Arieh Königshöfer aus Welbhausen bei Uffenheim, dessen Sohn Moses Jonas Direktor des jüdischen Waisenhauses in Fürth und die halachische Autorität seiner Zeit für die gesetzestreuen Mitglieder der Fürther Gemeinde war. Er entstammte einer großen orthodoxen Familie, die auch mit den rabbinischen Familien Bamberger und Schönfeld eng verwandt ist.

Auch wenn wir den Ursprung von Familie Königshöfer in den jüdischen Standesregistern nicht bis in den Ort Königshofen im Ochsenfurter Gau zurückverfolgen können, so ist doch anzunehmen, dass die Familie ursprünglich aus diesem Dorf auf dem halben Weg zwischen den Städten Aub und Würzburg stammt, die schon im hohen Mittelalter bekannte jüdische Gemeinden beherbergten. In dem ausführlichen dreibändigen Werk von Karl Heinz Müller, Simon Schwarzfuchs und Rami Reiner [Würzburg 2011] über die vor dreißig Jahren im Würzburger Stadtteil Pleich aufgefundenen mittelalterlichen jüdischen Grabsteine werden auch die ursprünglichen Heimatorte mancher der dort Bestatteten wie Grünsfeld, Tauberbischofsheim und Röttingen erwähnt, die unweit unseres Dorfes schon vom 12. bis ins 14. Jahrhundert jüdische Ansiedlungen kannten.

Der Ort Königshofen im Gau

In der Regierungszeit Karls des Großen wurde in Süddeutschland im achten Jahrhundert der modernen Zeitrechnung eine ganze Reihe von Königshöfen errichtet, die weiterhin diesen Namen trugen, wie zum Beispiel das badische Königshofen bei Bad Mergentheim, das im nördlichen Unterfranken befindliche Bad Königshofen im Grabfeld und unser Königshofen im Gau, das schon bald zur Unterscheidung zu den anderen gleich benannten Orten **Gaukönigshofen** genannt wurde. Bis in unsere Zeit kommt es allerdings trotzdem immer noch zu Verwechslungen, wie man zum Beispiel am 2004 in München erschienenen Rabbinerhandbuch von Brocke, Carlebach und Wilke sehen kann, in dem der Geburtsort des Marktstefter Distriktsrabbiners Faust Löw Thalheimer mit Bad Königshofen angegeben wird, obwohl er in unserem Gaukönigshofen als Mitglied einer bedeutenden lokalen Familien das Licht der Welt erblickte.

Auch wenn wir von einer jüdischen Ansiedlung in Gaukönigshofen und dem benachbarten, heute eingemeindeten Acholshausen erst ab dem 16. Jahrhundert wissen, so ist doch wie in vielen anderen bayrischen Landgemeinden anzunehmen, dass die in der Region ansässigen Juden, die vor allem im Kleinhandel und mit dem Verleih von Kleinkrediten ihren Lebensunterhalt verdienten, schon sehr viel früher in der wirtschaftlichen und sozialen Landschaft des Ochsenfurter Gaus zu Hause waren.

Durch die besonderen politischen Verhältnisse in Gaukönigshofen während des alten Reichs lässt sich für die Geschichte der bayrischen Juden hier manches exemplarisch aufzeigen. Vor allem die oft sehr verwickelten politischen Verhältnisse der verschiedenen Herrschaften geben einen Eindruck davon, wie sich die süddeutsche jüdische Bevölkerung neben den christlichen Nachbarn zu behaupten verstand, wenn auch Hindernisse verschiedener Art in den Weg gelegt wurden.

Gaukönigshofen ist auf Grund seiner Zugehörigkeit zum Hochstift Würzburg bis zum heutigen Tag ein hauptsächlich katholischer Ort, der auf Grund seiner Lage mitten in einer fruchtbaren Ebene immer sehr vermögend war. Körner, Schmid und Ott schreiben in ihrer topographischen Abhandlung von 2006 [S. 162] hierzu: „*Inmitten des Ochsenfurter Gaus gelegen, steht der Ort für den Typus des wohlhabenden fränkischen Bauerndorfes.*“

Somit kann man also auch annehmen, dass die meisten Gaukönigshöfer Juden, die mit ihren christlichen Nachbarn Handel trieben, ebenfalls – im Vergleich zu ihren ärmeren Glaubensgenossen in der Rhön oder den Hassbergen – zu den Wohlhabenderen gehörten. Wir sehen dies später vor allem an der Geschichte der einzigen geadelten Familie in Bayern, von Hirsch auf Gereuth, die, aus Gaukönigshofen stammend, damals für das Adelsprivileg ihre Zugehörigkeit zur jüdischen Religion nicht aufgegeben hat.

Der Freihof

Wie schon so oft in der Geschichte der jüdischen Landgemeinden in Bayern, die wir in den letzten Jahren betrachtet haben, sind auch in Gaukönigshofen die ersten Juden in der Mitte des 16. Jahrhunderts durch die Vertreibung aus den großen Städten und den geistlichen Gebieten aufgenommen worden. Bischof Friedrich von Wirsberg begann 1559 die Juden aus dem Bistum Würzburg zu vertreiben, 1573 wurde diese Verfolgung der Juden durch Julius Echter, der auch den Würzburger Judenfriedhof enteignete, vollendet.

Der erste Jude, der nachweislich im ritterschaftlichen Freihof aufgenommen wurde, war **Samuel,** der unter Umständen 1553 aus dem schwarzenbergischen Marktbreit [siehe Aufsatz Serie Nr. 30] vertrieben**,** keinen Schutz im hochstiftischen Hauptort erhalten hatte, sondern in dem von der bischöflichen Dorfherrschaft unabhängigen Freihof der Herren Kottwitz von Aulenbach Aufnahme fand. In der Mitte des Dorfes gelegen, lässt sich dieses Rittergut bis zum heutigen Tag in der Form eines abgeschlossenen Wohnbereichs erkennen. Im Laufe der Geschichte gehörte der Freihof verschiedenen Herrschaften des ritterschaftlichen Adels wie den Kottwitz von Aulenbach, denen wir schon in Urspringen begegnet sind [Serie Landgemeinden Nr. 32], seit 1682 den Faust von Stromberg und ab 1716 der Familie von Rosenbach an. Auch der Würzburger Bürgermeister und Rechtsanwalt Dr. Haan, der einige Jahre die Strombergschen Geschäfte in Gaukönigshofen erledigt hatte und später dann das Rittergut im Jahr 1688 selbst übernahm, hatte für einige Zeit die herrschaftliche Hoheit über den Freihof. Während seiner Zeit wurden auf dem Rittergut eine große Anzahl von Juden aufgenommen, die zum Teil in sehr beengten Wohnverhältnissen lebten, wie sich bis heute an den kleinen „Judenhäusern“ rund um die ehemalige Synagoge sehen lässt.

Da der ritterschaftliche Adel seit 1548 offiziell vom Kaiser das Judenregal erhalten hatte, d.h. das Recht, den Judenschutz zu verleihen, hatten die Vertreibungen durch die Bischöfe und den alten Adel zur selben Zeit oft nur wenig Wirkung, denn die Bereitschaft, vertriebene Juden aufzunehmen, war nicht nur aus pekuniären Gründen vorhanden, sondern gehörte nunmehr auch zum Standesstatus der Ritterschaft, und da viele der Reichsritter in jenen Zeiten von Reformation und Gegenreformation evangelisch-lutherisch geworden waren, hatte die Aufnahme von Juden auch einen politisch-religiösen Hintergrund: Konnte man doch so dem verhassten Würzburger Bischof Julius Echter eines auswischen. An anderer Stelle zeigt dies der Prozess, den die unterfränkischen Juden zusammen mit der Ritterschaft gegen Julius Echter vor dem Reichskammergericht in Wetzlar wegen der Beschlagnahme des jüdische Friedhofs in Würzburg anstrengten, wenn auch letztlich die Macht vor dem Recht gesiegt hatte.

Die ersten Juden im Ort

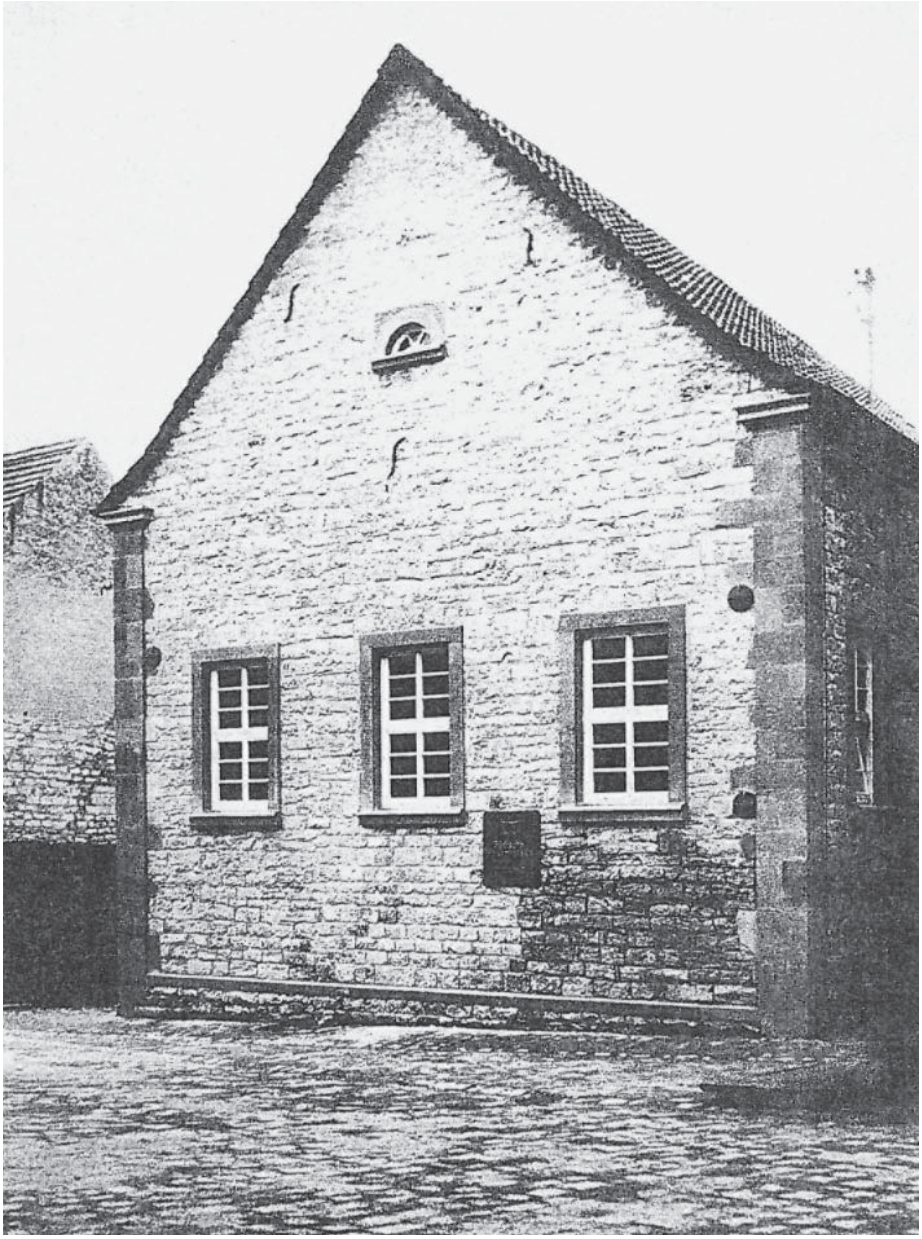
Besagter Jude **Samuel,** der durch eine Klage über eine beschlagnahmte oder gestohlene „thunen hering“ vor dem Stadtgericht Ochsenfurt als erster Königshöfer Jude ins Licht der Geschichte trat, gibt uns ein Beispiel für die Streitigkeiten und gegenseitigen Widerwärtigkeiten, die im Ort zwischen Juden und Christen, Freihof und Hochstift und zwischen Arm und Reich gang und gäbe waren.

Aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg sind außer unserem Samuel keine weiteren Schutzjuden erwähnt, was wohl auch daran liegen mag, dass, wie im ganzen damaligen Deutschen Reich, durch die Kriegswirren auch viele der damals eher spärlichen archivalischen Unterlagen vernichtet wurden.

Im Jahr 1689 allerdings lassen sich mindestens sechs jüdische Familien im nunmehr Haanschen Freihof nachweisen: **Götz** und seine Ehefrau Rachel, **Nathan** und Rifka, des alten **Aron** Söhne, deren Schutz auf einen Schwiegersohn Arons überging, **Mendel** und seine Frau Hindel sowie **Aron** und seine Gattin Jendele, die pro Jahr *„zwehn Gulden fraenkisch Gülten der Gemeinde vor wasser und weidt zahlen“*. [Michel, S. 46]

Die Dissertation von Thomas Michel von 1988

Dass wir aus dem örtlichen Gemeindearchiv solch ausführliche Informationen besitzen, ist dem Gaukönigshöfer Thomas Michel[1] zu verdanken, der als einer der ersten in Unterfranken nach dem Krieg die Geschichte einer hiesigen Kehilla erforscht hat, dabei neben den lokalen Archiven auch noch mit überlebende Gaukönigshöfer Juden sprechen und korrespondieren konnte und als Einheimischer auch andere persönliche Quellen zur Verfügung hatte, die einem Auswärtigen noch vor 25 Jahren verschlossen gewesen waren.
Hierzu muss allerdings noch gesagt werden, dass in Gaukönigshofen vor und während der Nazi-Jahre, wie wir noch sehen werden, ein gutes Verhältnisse zwischen Juden und vielen Christen bestand.
Somit ist dieses 1988 in Wiesbaden publizierte, über 700 Seiten umfassende Werk, neben meinen eigenen Forschungen im Staatsarchiv Würzburg, im Synagogenarchiv Kitzingen, der Entdeckung der Liste des jüdischen Friedhofs des benachbarten Allersheim, wohin die Gaukönigshöfer Juden beerdigten, im Leo-Baeck-Institut in New York, Forschungen zur Familie von Hirsch auf Gereuth und neueren Publikationen wie dem Rabbinerhandbuch, die hauptsächliche Grundlage dieses kleinen Aufsatzes. Ich werde also im folgenden bei Erwähnungen aus der Michelschen Dissertation den Namen „Michel“ und die zugehörige Seitenzahl angeben, wo sich weitere Angaben über die Provinienz des Zitierten finden werden.



Die renovierte Synagogengedenkstätte von Gaukönighofen.

Streit von Anfang an

Die Echterschen Behörden haben, nachdem es ihnen nicht gelang, die Juden aus den ritterschaftlichen Gütern zu vertreiben, auf einem anderen Weg versucht, die jüdische Bevölkerung zu schädigen. Sie versuchten um das Jahr 1574 die einheimischen Juden von der Benutzung der für sie als Viehhändler lebensnotwendigen Benutzung von Wald, Wasser und Weide auszuschließen. Michel bezieht sich hierbei auf eine fragwürdige Abhandlung aus dem Jahr 1938, die sicherlich keine wissenschaftliche Betrachtung der Materie zur Grundlage hatte, wobei das oben erwähnte Faktum wahrscheinlich aber der Wahrheit entspricht.

Auch hundert Jahre später gab es in den Jahren 1688 und 1689 immer noch diese Probleme, die sich durch die Geschichte der Gemeinde ziehen: Sei es der Fleischverkauf des für Juden verbotenen Hinterviertels am Rind an die christlichen Nachbarn oder wiederum der Streit um „Wasser und Weydth“, wie dann nochmals 1773 den nunmehr Rosenbachschen Schutzjuden des Freihofs Wein-, Steinbruch- und Brunnenwassergenuß streitig gemacht wurde. In diesem Zusammenhang schreibt J. B. Graser im Jahr 1828 über die Wohnverhältnisse der Juden auf dem Lande, die sich in Gaukönigshofen – sicherlich etwas abgemildert – heute noch nachempfinden lassen: *„Dehnt erst aus den Blick auf die Wohnplätze dieser Unglücklichen in den Dörfern, schaut sie an, die erbärmlichen Hütten und Ställe, in welchen zahlreiche Haufen ihr Obdach, nur von Frost und Witterung den unbequemsten Schutz finden*.“ [Michel, S. 51]
Nach der Vertreibung unter Julius Echter, die nur zum Teil die erwünschte Wirkung zeigte, ließen Echters Nachfolger wieder Juden in das Hochstift, hatten doch die in den Rittergütern der Region Ansässigen weiterhin mit hochstiftischen Untertanen ihre Geschäfte getätigt, so dass 1621, fünfzig Jahre nach der Vertreibung, zu Beginn des Großen Krieges wieder 39 jüdische Familien im Hochstift Schutz gefunden haben.
Auch in Gaukönigshofen wurden wenige Jahre später im Jahr 1636 mit der Familie des Moses die ersten Juden unter hochstiftischen Schutz genommen, so dass von nun an die jüdische Gemeinde aus den Familien im Freihof und denen unter hochstiftischem Schutz bestand, was die Verhältnisse nicht einfacher machte, waren doch einerseits verschiedene Gesetze, Vorschriften und Auflagen zu beachten, andererseits sollte sich ein gemeinsames jüdisches Gemeindeleben entwickeln, das über die verschiedenen herrschaftlichen Bedingungen hinaus auf einer gemeinsamen Grundlage funktionieren sollte.

Beginn einer jüdischen Gemeinde

Wir können davon ausgehen, dass sich erst nach dem Dreißigjährigen Krieg eine veritable jüdische Gemeinde in Gaukönigshofen etabliert hat, die aus den wenigen hochstiftischen Juden [eine bis drei Familien], deren Anzahl sich erst zu Ende des 18. Jahrhunderts, vor allem durch die Mitglieder der Familie Hirsch auf sieben Familien erhöhte, und den bis Ende des 18. Jahrhunderts auf dreizehn Familien angewachsenen Rosenbachschen Schutzjuden, die im Freihof wohnten, bestand.
Die Freihofschen Juden waren nach Michel zwar nicht zu Abgaben an das Hochstift und die politische Gemeinde Gaukönigshofen verpflichtet, doch mussten sie für Wasser und Weide zahlen, was, wie schon erwähnt, immer wieder zu Problemen und Streitereien führte.
Von nun an besaß die Gemeinde sicherlich alle notwendigen Einrichtungen einer Kehilla wie Synagoge bzw. Betsaal und Mikwe. Der

1665 eingerichteter Begräbnisplatz im nahen Allersheim, diente neben Gaukönigshofen auch den zahlreichen jüdischen Gemeinden der Umgebung als Grabstätte.

Die Synagoge

Es muss mindestes seit dem Dreißigjährigen Krieg eine Synagoge oder einen entsprechenden Betsaal im Freihof gegeben haben. Die Forschungen von Thomas Michel weisen auf ein erstes jüdisches Gotteshaus im Jahr 1768 hin, das allerdings wohl schon sehr viel früher errichtet wurde. Es besteht auch die Möglichkeit, dass in den Anfangsjahren ihrer Ansiedlung die Gaukönigshöfer Juden ins zwei Kilometer entfernte Acholshausen zum Gottesdienst gingen, wo sich schon seit Mitte des 16. Jahrhunderts eine verhältnismäßig große jüdische Gemeinde unter dem Schutz des Würzburger Stift Haug befand.
Im Jahr 1790 wird eine neue Synagoge errichtet, da nunmehr die Gemeinde auf 17 Familien angewachsen war, was zum Widerstand des katholischen Dorfpfarrers führte. Er schreibt an den Bischof: *„Die allhiesige aus 17 haushaltungen /: 1774 waren nur 13 :/ bestehende Judenschaft wolle eine ganz neue auf freyherrlichen Rosenbachischen Grund und Boden zu sezende Synagoge bauen, welche 32 schuh lang 30 breit und 15 an Gemäuer hoch und mit 8 Fenstern jedes 6 schuh hoch“* werden soll und merkt an, dass *„die alte schul nur 19 schuh lang 13 breit 10 hoch ist und nur 4 Fenster jedes a 3½ schuh hoch hat“*. Der Brief an die hochstiftische Regierung hatte zur Folge, dass diese sich an den Freiherrn von Rosenbach wandte und ihre Bedenken äußerte und es auf jeden Fall geboten sei, dass ein jüdisches Gotteshaus einem normalen Bürgerhaus gleichen müsse. Da die Herrn von Rosenbach aber im Freihof völlig unabhängig waren und bauen konnten wie sie wollten, wurde dieses Schreiben des Bischofs nicht einmal beantwortet und letztlich gestattete der geistliche Rat dann doch am Schabbat des 1. Oktobers 1790 die feierliche Überbringung der während des Baus in einem Privathaus untergebrachten Torarollen in das neue Gotteshaus, was darauf schließen lässt, dass der Freihof mit einem Eruw aus Schabbatdrähten versehen war, da man am Schabbat tragen konnte. Im Jahr 1842 wird die Synagoge wie auch nochmals 1929 renoviert. In der Pogromnacht vom 10. November 1938 wurde das Inventar und ein Großteil der Ritualien verbrannt, auch wenn andere christliche Dorfbewohner ihrer Abscheu über die Zerstörungen Ausdruck gaben. 1988 wurde die teilweise renovierte ehemalige Synagoge in Gaukönigshofen zur offiziellen Gedenkstätte der ehemaligen jüdischen Gemeinden im Landkreis Würzburg. Eine vergleichende Bildersequenz zeigt in dem Bildband von Liedel/Dollhopf über „Jerusalem lag in Franken“ den Zustand der Synagoge vor und nach der Erneuerung[2].

Die Mikwe

Im Gegensatz zur nicht unbedingten Notwendigkeit einer Synagoge – ein Betsaal erfüllt ebenfalls die halachischen Notwendigkeiten für einen gemeindlichen Versammlungsraum – hatte die jüdischen Gemeinde in Gaukönigshofen sicherlich immer eine Mikwe, wobei auch hier unter Umständen am Anfang die Acholshäuser Juden ausgeholfen haben.
Nachweislich war unter dem ersten Synagogenraum vor 1790 eine Mikwe installiert, die 1817 von einem eigenen Ritualbadgebäude abgelöst wurde, das heute noch besteht und im Jahr 1988 ebenfalls restauriert wurde.
Näheres über die Probleme, die sich im Lauf der Zeit mit einem Ritualbad entwickeln können, gibt ein Akt des Landratsamts Ochsenfurt Nr. 3232 [1882 bis 1923] im Staatsarchiv Würzburg.
Auf 96 Seiten werden verschiedene Vorkommnisse aufgezeigt, die sich im Zusammenhang mit der Mikwe ergeben haben: So berichtet eine größere Korrespondenz über einen Besuch des Ritualbades im Jahr 1882 durch Distriktsrabbiner Imanuel Adler aus Kitzingen[3], der auch für Gaukönigshofen und eine ganze Anzahl jüdischer Gemeinden im heutigen südlichen Landkreis Würzburg zuständig war. 1894 ergab eine Auseinandersetzung mit den nichtjüdischen Nachbarn Blomeyer über eine zu reparierende Zuleitung zur Mikwe, dass letztlich die politische und nicht die jüdische Gemeinde für die Reparatur derselben zuständig war.
Ansonsten ist das Ritualbad eine Grundwassermikwe, die mit glasklarem, sauberen Wasser gefüllt ist. Das Wasser für das nebenan befindliche Säuberungsbad kommt durch die obengenannte Rohrleitung und wird durch einen Heizkessel bei Bedarf erwärmt. [Michel S. 394]

Der Friedhof

Wie schon erwähnt, hatten die Gaukönigshöfer Juden keinen eigenen „Guten Ort“, sondern beerdigten seit 1665 im unweit gelegenen Allersheim. Vor 1665 haben die wenigen Gaukönigshöfer Juden wahrscheinlich ihre Verstorbenen im südlich gelegenen Aub beerdigt, wohin immer religiöse, private und wirtschaftliche Verbindungen bestanden.
Durch die Entdeckung des von Rabbiner Weinberg im Jahr 1938 transkripierten Friedhofsregisters[4] von Allersheim, seinem letzten in Würzburg verfassten Werk vor der Deportation nach Theresienstadt im September 1942, wissen wir etwa seit 1778 von der Belegung des Gottesackers. Meine getrennten Auflistungen für die einzelnen Gemeinden geben uns bei manchen Fehlern Weinbergs, die bei einem solchen Unterfangen unvermeidbar sind, einen Überblick über die Größe und die Verhältnisse der Gemeinde seit Ende des 18. Jahrhunderts.
Auch können wir durch die Einträge erkennen, welche Kley Kodesch, d.h. welche Lehrer, Rabbiner und Vorbeter die Gemeinde im Laufe dieser 125 Jahre zumeist in Personalunion beschäftigte und in wie weit Orchim [= hebr. Gäste], d.h. heimatlose Schnorr- und Betteljuden, die über Schabbat und die Feiertage aufgenommen wurden, in Gaukönigshofen verstarben. Die Einträge bis 1811 geben uns auch die Möglichkeit, manche der Stammbäume der Gaukönigshöfer Juden nach unten zu erweitern.

Das Memorbuch

Das von Rabbiner Magnus Weinberg in seiner 1937 erschienenen Publikation über die Memorbücher der jüdischen Gemeinden in Bayern erwähnte Gaukönigshöfer Memorbuch, das neben seiner rituellen Bedeutung als schriftliche Fixierung aller Gebete und Segenssprüche, die am **Almemor**, der Bima, gesprochen werden, und der Erinnerung an Märtyrer, die ihr Leben für „Kiddusch haSchem“, für die Heiligung des göttlichen Namens, hingegeben haben, auch an herausragende lokale Persönlichkeiten erinnert, wie den langjährigen Rabbiner **Uri ben Josef haKohen**, zeigt eine Verwandtschaft zum Auber Memorbuch und gibt dadurch auch hier einen Hinweis auf die enge Verbindung der Gaukönigshöfer Gemeinde mit den südlichen Nachbarn.

Die Schule

Mit dem Edikt von 1813 wurden nunmehr auch die jüdischen Kinder der staatlichen Schulpflicht unterworfen, obwohl der jüdische Religionsunterricht in Gaukönigshofen erst nach einiger Zeit im Sinne der königlich bayerischen Regierung vonstatten ging.
Bisher hatte der Rabbiner und Chasan der Gemeinde auch die Kinder unterrichtet, wobei dessen Befähigung mit der Urteilskraft der Kehilla entschieden wurde; die Herren von Rosenbach und ihre Vorgänger mischten sich nicht ein. Aus dieser Zeit wissen wir über die Friedhofslisten von einem 1784 verstorbenen Morenu haRav **Lippman haCohen** und von einem Vorbeter Morenu haRav **Michel** [verst. 1796], der im Friedhofseintrag als SchazMaz, d.h. als Schaliach Zippur[5] und als More Zedek, bezeichnet wird.
Sein Nachfolger wurde haChassid Morenu haRav **Abraham Sandel Stern**, der auch in den Standesmatrikeln als Brödling erscheint und bis 1831 nicht unbedingt zur Zufriedenheit der staatlichen Behörden den althergebrachten talmudischen Unterricht lehrte und sich nicht *„nach dem neu erschienenen Werkchen ‚Hauptlehren der mosaischen Religion für den Unterricht der Jugend‘“* richtete, das immerhin von dem bekannten und akzeptierten Heidingsfelder Oberrabbiner Abraham Bing verfasst wurde.
In jener Zeit wurden die Kinder wahrscheinlich in der Wohnung Abraham Sterns oder in der Synagoge – der Schul – unterrichtet, da es kein ausgesprochenes Schulhaus gab. Der schließlich von der Regierung für die beiden Gemeinden Acholshausen und Gaukönigshofen bestimmte Lehrer und Rabbinatskandidat **Meier Strauß** aus Fuchsstadt hatte ein schweres Leben, war er doch von oben bestimmt und musste von 1849 bis 1862 die Schüler beider Gemeinden in seiner eigenen Wohnung unterrichten. Im Internetbeitrag über Gaukönigshofen in der *alemannia.judaica* wird dann erst aus dem Jahr 1910 das heute noch bestehendes Gemeindehaus mit Lehrerwohnung und Schullokal neben der Synagoge erwähnt. Angaben über die früheren „Unterrichtslokale“ sind in den Quellen eher unbestimmt.
Trotz der unerquicklichen Verhältnisse lehrte Meier Strauß bis zu seinem Tod im Jahr 1875 in Gaukönigshofen und wurde dann vom 1836 in Hirschhorn geborenen **Julius Lippmann** abgelöst, der wiederum bis etwa 1890 neben dem Vorsängeramt die jüdischen Kinder unterrichtete. Allerdings musste nach der Korrespondenz Rabbiner Adlers Lippmann später auf das Schächtamt verzichten, da er öfter zu Ohnmachten neigte, andererseits wurde ihm vom Distriktsrabbiner oft Briefe direkt zugesandt, da sie wegen Renitenz des Vorstandes nicht in die Hände der Parnassim fallen sollten.
1891 kam der 1866 in Unteraltertheim geborene **Julius Bravmann** nach Zwischenstationen in Rimbach im Odenwald und Sulzdorf an der Lederhecke als neuer Lehrer, Vorbeter und Schochet nach Gaukönigshofen, wo er vierzig Jahre als „Heiliges Geschirr“ der Gemeinde dienen sollte[6]. Er machte sich aber auch um die politi-

sche Gemeinde verdient, die ihm zum 40-jährigen Jubiläum 1931 die Ehrenbürgerschaft der Gemeinde Gaukönigshofen verlieh. In einem anrührenden Artikel für die „Bayerische Israelitische Gemeindezeitung“ und den „Israelit“ schildert Lehrer Brückheimer aus Marktbreit die Abschiedsfeier Julius Bravmanns:
„*... Die israelitische Kultusgemeinde hat es sich nicht nehmen lassen, diesen Tag festlich zu begehen. In der stilvoll geschmückten Synagoge versammelten sich gegen 15 Uhr alle anwesenden Mitglieder und auswärtigen Gäste. Dazu gesellten sich auch viele christliche Bürger, sodass die Anwesenden noch den Raum vor dem Gotteshaus füllten. Erschienen war auch der vollständige Gemeinderat mit dem Bürgermeister und der katholische Geistliche ...*“ [Israelit, 4. 6. 1931, siehe auch Internet]

Sein Nachfolger, der 1901 in Mittelsinn geborene **Leo Kahn**, der vorher in Westheim bei Haßfurt unterrichtete, wurde mit seiner Gattin Mina und der 1933 geborenen Tochter Hannelore im März 1942 nach Izbica bei Lublin in Ostpolen deportiert und ermordet[7]. AL TISCHKACH

Die Standesmatrikel von Gaukönigshofen

Als 1817 nach vierjähriger Vorbereitungszeit durch das Edikt von 1813 auch den Gaukönigshöfer Juden bürgerliche Familiennamen verliehen wurden, zählte die Gemeinde 22 jüdische Familien und ist damit seit 1790 nochmals um fünf Haushalte angewachsen:

Aron David Thalheimer,
Warenhändler
Sara Almanat David Sulzbacher,
Spezerei- und Kleinwarenhändler
Aron Moses Mainzer,
Schnitt- und Spezereiwarenhändler
Abraham Moses Mainzer,
Vieh- und Warenhändler
Hirsch Levi Schloß,
Waren- und Rohhäutehändler
Isac Nathan Goldstein,
Schnittwarenhändler
Moses Nathan Goldstein,
Schmuser
Mendel Nathan Goldstein,
Schnittwarenhändler
Ensel Levi Weickersheimer,
Schnittwarenhändler
Moses Ascher Goldberger,
Kurzwarenhändler
Jechiel Lippmann Schlesinger,
Schnittwarenhändler
Seligmann Salomon Rothschild,
Schnitt- und Spezereiwarenhändler
Samuel David Thalheimer,
Waren- und Viehhändler
Esther Almanat Mendel Steinhardt,
Waren- und Viehhändler
Baer Levi Steinhardt,
Waren- und Viehhändler
Simon Samuel Stettheimer,
Waren- und Viehhändler
Ella Almanat Lazarus Wolfsheimer,
Handarbeiten
Jaidel Hirsch Wolfsheimer,
Kurzwarenhändler
Moses David Thalheimer,
Vieh- und Warenhändler
Seligmann Löw Braunschild,
ohne Beruf –
wird von seinem Sohn unterhalten
Faust Seligmann Braunschild,
Pferdehändler
Joseph Seligmann Braunschild,
Waren- und Pferdehändler
Hayum Schloß,
Weber [1824]
Faust Weikersheimer,
Metzger [1825]
Abraham Sandel Stern,
Rabbiner, Lehrer, Chasan[8].

Erstmals ersehen wir aus der Auflistung von 1817 die berufliche Gliederung der Juden des Ortes, die wie auch andernorts in Süddeutschland vor allem als Händler von auf dem Lande benötigten und angebotenen Produkten und Tieren ihren Lebensunterhalt verdienten.
Wir können davon ausgehen, dass ein großer Teil der ehemals Rosenbachschen Juden im Freihof verhältnismäßig vermögend war, wohingegen die vier hochstiftischen Familien, außer den Hirschs, eher als arm zu bezeichnen sind [Michel S. 204 ff.]. Die später geadelte Familie von Hirsch, eine der reichsten Familien Unterfrankens, hatte schon 1806 den Ort verlassen und konnte sich nach 230 Jahren als erste jüdische Familie wieder in Würzburg ansiedeln, wobei der Unterschied zwischen dem Vermögen der Familie Hirsch [24.000 Gulden (fl.) und 18.000 fl.] und dem der nachfolgenden Glaubensgenossen Abraham David Thalheimer [950 fl.] und Faust Seligmann Braunschild [325 fl.] sehr groß war.
Durch die obigen Matrikel ist es nunmehr auch möglich, für die verschiedenen Familien Stammbäume aufzustellen und ihre Familiengeschichte zu eruieren.

Familie von Hirsch

Als im Jahr 1817 die Standesmatrikel mit den neu verliehenen bürgerlichen Familiennamen für die Gaukönigshöfer Juden aufgestellt wurden, lebten die Mitglieder der prominenten Familie von Hirsch schon lange nicht mehr im Ort. Sie waren 1806, nach dem sie in Würzburg für 15.620 Gulden den Ebracher Hof, die ehemalige Niederlassung des Ebracher Zisterzienser Klosters in der Stadt, ersteigert hatten, in die Bezirkshauptstadt übergesiedelt, von wo die Familie einen rasanten wirtschaftlichen Aufstieg erlebte und wichtigen Anteil an der deutschen und der jüdischen Geschichte des 19. Jahrhunderts nahm[9].

Moses Hirsch
[1740 Gaukönigshofen – 1811 Würzburg]

Der Stammvater **Moses Hirsch** ist seit 1761 als Rosenbachscher Schutzjude in Gaukönigshofen nachweisbar und verdiente im Viehhandel seinen Lebensunterhalt. 1769 wurde er in den hochstiftischen Schutz aufgenommen und konnte dadurch ein Haus außerhalb des Freihofs, in dem die Juden zum Teil sehr beengt leben mussten, gegen den Willen des örtlichen Geistlichen erwerben. Schon damals hatten die Hirschs durch ihren sehr umfangreichen Viehhandel eine besondere Rolle innerhalb des Ortes gespielt. Moses Hirsch hatte aus drei Ehen sieben Kinder, von denen fünf das Erwachsenenalter erreichten.
Als die Familie 1806 nach Würzburg übersiedelte, hatte sie offiziell ein Vermögen von ungefähr 40.000 fl. und war vor allem durch die Säkularisation, d.h. durch den Auf- und Wiederverkauf kirchlichen Vermögens, das vom bayrischen Staat enteignet worden war, sehr wohlhabend geworden.
Durch den Umzug nach Würzburg ermöglichte Familie von Hirsch nach über 200 Jahren die erneute Gründung einer jüdischen Gemeinde in Würzburg, da nunmehr auch andere, zumeist wohlhabende Juden in der Stadt Aufnahme fanden, so dass zur Zeit der Standesmatrikel von 1817 neben den fünf Familien von Hirsch noch 26 weitere jüdische Familien aus Heidingsfeld, Höchberg, Mainbernheim und Niederwerrn in Würzburg ansässig waren.

Jakob von Hirsch auf Gereuth
[1765 Gaukönigshofen – 1840 Planegg]

Der zweitälteste Sohn von Moses Hirsch, **Jakob**, der schon in Ansbach ein Bankhaus begründet hatte, ging 1809 zu seinem Vater nach Würzburg. Er war als Hofbankier tätig und nach seiner Nobilitierung zu **Jakob von Hirsch auf Gereuth** ging er 1819 nach München, wo sein zweitältester Sohn Joseph die Münchner Linie der Familie begründete, die heute noch in Planegg bei München residiert.

Julius Joel von Hirsch auf Gereuth
[1789 Gaukönighsofen – 1876 Würzburg]

Der älteste Sohn **Julius Joel** war viermal verheiratet und gründete in Würzburg ein Bankhaus, das vor allem den lokalen Adel mit großzügigen Krediten versorgte; er organisierte den fränkischen Holzhandel und war einer der Mitbegründer der „Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank.“ Seine 23 Kinder stammten von der in Höchberg geborenen Friederike Jeidels [sieben Kinder], einer Tochter des aus Niederwerrn stammenden Juwelenhändler Samuel Jeidels, der sich ebenfalls schon bald in Würzburg niederlassen konnte, von den beiden mit ihm nacheinander verheirateten Schwestern des Stuttgarter Hofbankiers Rafael von Kaulla, Sara [neun Kinder] und Karoline [ein Kind] sowie von Sara Wertheimber [sechs Kinder], die der Familie des berühmten Hoffaktors des Kaisers in Wien, Samson Wertheimer, entstammte.
Julius von Hirsch war auch derjenige, der zusammen mit dem Grafen von Giech seinen ganzen Einfluss dafür einsetzte, dass endlich im Jahr 1861 das reaktionäre Edikt von 1813

Jakob von Hirsch auf Gereuth (1765–1840).

aufgehoben wurde und nunmehr auch in Bayern Juden wohnen konnten, wo sie wollten und zum andern weitgehend freie Berufswahl genossen.

Joseph von Hirsch auf Gereuth
[1805 Würzburg – 1885 Planegg][10]

Der jüngere Bruder Jakobs, **Joseph von Hirsch**, ging 1828 nach München, wo er die Schwester seiner Schwägerin Sara, Caroline Wertheimber heiratete, mit der er zehn Kinder zeugte. Joseph Prys schildert in seiner 1931 erschienenen Geschichte der Familie die immensen Schwierigkeiten die Jakob und Joseph von Hirsch mit den Münchner Behörden hatten. Auch kämpfte Joseph immer wieder gegen die Beschränkungen durch das Edikt von 1813 und erhielt andererseits auf Grund seiner engen Verbindung mit dem württembergischen Königshaus eine ganze Reihe verschiedener Orden. Durch seine Hilfsbereitschaft im Hungerjahr 1846 und bei der Bekämpfung einer Choleraepidemie im Jahr 1854 wurde er 1859 mit dem „*Ritterkreuz erster Klasse des Königlich Bayerischen Michaelverdienstordens*“ ausgezeichnet. Joseph von Hirsch starb hochgeehrt im Jahr 1885 und wurde im alten Thalkirchner Friedhof bestattet. Seine in und bei München geborenen heutigen Nachkommen, die zum Teil mit Angehörigen des deutschen und europäischen Adels verheiratet sind, gehören nicht mehr der jüdischen Religion an[11].

Maurice de Hirsch
(1831 München – 1896 O-Gyala, Ungarn]

Der älteste Sohn Josephs von Hirsch wurde einer der bedeutendsten und reichsten Magnaten des 19. Jahrhundert, der an vielen europäischen Versicherungsgesellschaften beteiligt war und durch die Finanzierung des Eisenbahnbaus in Belgien, Holland, Russland, Ungarn und vor allem in der Türkei als „Türkenhirsch“ bekannt war. Nach dem Tod seines einzigen Sohnes Lucien [1856 Brüssel – 1888 Paris] widmete er sich mit seiner Frau Clara geborene Bischoffsheim philantropischen Projekten: Vor allem versuchte er das traurige Los der osteuropäischen Judenheit zu verbessern, die in vielen Ländern, vor allem in Russland, unter der Verfolgung durch den Staat und die russische Landbevölkerung litten. Er bot der russischen Regierung die hohe Summe von 50 Millionen Francs an, um die dortigen Lebensbedingungen für Juden zu verbessern, die diese aber nur unter Voraussetzungen annehmen wollte, die Hirsch ablehnte. Deshalb gründete er zusammen mit anderen jüdischen Philantropen wie Lord Rothschild, Sir Julian Goldsmid, Ernst Cassel, Friedrich D. Mocatta und Benjamin Louis Cohen aus London sowie Salomon H. Goldschmidt und Salomon Reinach aus Paris die Jewish Colonization Association „I.C.A.“, die vor allem die Emigration osteuropäischer Juden nach Argentinien förderte[12]. Außerdem ließ er in London, Paris, Wien, Krakau, Lemberg und New York Wohltätigkeitsbüros einrichten. Im Jahr 1889 rief er die „Hirsch-Stiftung“ ins Leben, die ähnlich wie die heutige „Ronald S. Lauder Foundation“ sich der Einrichtung jüdischer Schulen für die osteuropäische Judenheit widmete.
1902 wurde zu seinem Gedenken ein Denkmal im Central Park in New York errichtet, auf dem die von Präsident Theodore Roosevelt verfasste Inschrift eingraviert ist: „*Was man auch immer sagen und tun mag, das Gesetz der Brüderlichkeit und der allgemeinen Menschenliebe wird stets die erste und unabweisbare Bedingung im Leben der Völker bleiben*.“

Familie Mainzer

Auch drei anderen Gaukönigshöfer Familien, die allerdings keinen so kometenhaften Aufstieg wie die von Hirschs erlebten, können als Beispiele einer außergewöhnlichen Laufbahn im 19. Jahrhundert gelten: die kohanitische Familie Mainzer, die mit dem Kauf des von Hirschschen Stammhauses nach deren Übersiedlung nach Würzburg in Gaukönigshofen ansässig wurde, stammte wahrscheinlich aus Mainz. Der 1806 im Ort geborene Maier Mainzer war später der erste akademisch gebildete Rabbiner Württembergs [Rabbinerhandbuch I/2, S. 639/640 – 1189] und amtierte bis 1861 in Weikersheim. Vor allem eine grundsätzliche Auseinandersetzung um das Creglinger Tauchbad ist in den Archivalien erhalten und zeigt die unterschiedlichen Auffassungen eines orthodoxen Rabbiners und einer unverständigen Landesregierung, die den Hauptzweck einer Mikwe als Reinigungsbad begriff[13].
Maier Mainzer hatte neun Geschwister, von denen sechs schon sehr jung verstarben. Die Mainzers, die nach dem Ortsvorstand, dem Parnass, die wohlhabendste jüdische Familie ihrer Zeit war, haben vor allem mit dem Viehhandel ihren Lebensunterhalt bestritten.
Der Vater Aaron Moses Mainzer, der auch als Ellenwaren- und Spezereiwarenhändler tätig war, verstarb schon 1821.
Die große Familie des 1801 geborenen Falk, die weiterhin im ehemals Hirschschen Haus Nr. 44 lebte, befasst sich mit den verschiedensten Handelstätigkeiten, sei es – wie gehabt – Ellenwaren- und Spezereiwarenhandel im offenen Laden und durchs Hausieren, was im Laden nicht verkauft werden kann, Vieh- und Fohlenhandel und, soweit es die gesetzlichen Möglichkeiten erlaubten, auch mit Güterhandel.
Da später die Tochter Sara [*1847] Simon Neuberger aus Arnstein und Babette [*1848][14] den königlichen Hoflieferant Hermann Mai aus Berkach heiratete, der sich in Würzburg niedergelassen hat, und einige der Söhne nach Amerika auswandern, lebten um die Jahrhundertwende keine Nachkommen des Falk Mainzer mehr in Gaukönigshofen.
Nachkommen des jüngeren Bruders Moritz [*1814] leben bis zum bitteren Ende im Ort. Schon bald gehörten der Sohn Heß Mainzer und seine Familie zu den Honoratioren, die im Viehhandel vor allem für den lokalen Bereich tätig war.
Nicht alle Kinder des Heß Mainzer blieben im Ort: der erstgeborene Sohn August [*1869] eröffnete eine eigene Rechtsanwaltskanzlei in Bamberg und ging später als Amtsgerichtsrat nach Wiesbaden. Felix Mainzer [*1870] war von 1912 bis zur Deportation im Jahr 1942 Vorstand der Gemeinde. Er wurde wie seine Schwestern Laura und Sophie nach Theresienstadt bzw. nach Izbica bei Lublin deportiert und ermordet.
Nur der 1872 geborene Bruder Heinrich konnte mit seiner Gattin noch im Jahr 1941 nach New York auswandern. Von den fünfzehn Enkeln der beiden Brüder Falk und Moritz Mainzer wurden neun Opfer des Holocaust.

Familie Thalheimer

Die Vorfahren der drei in den Registerlisten von 1817 erwähnten Brüder Moses, Samuel und Aron Thalheimer, die als Waren- und Viehhändler ihren Lebensunterhalt bestritten, lassen sich bis Ende des 17. Jahrhunderts in Gaukönigshofen nachweisen. Der Familienname steht nach Menk[15] unter Umständen mit dem in Württemberg liegenden Thalheim oder auch mit Theilheim bei Schweinfurt in Verbindung. Wie anfangs schon erwähnt, haben die Thalheimers enge familiäre Bindungen zu lokalen Rabbinerfamilien[16]:
So war die erste Frau von Moses Thalheimer, dem Vaters des späteren Marktstefter Distriktsrabbiners Faust Löw Thalheimer [1808–1871], Sila geborene Lippmann, die Tochter des Ortsrabbiners Morenu haRav Lippmann haCohen [siehe Friedhofsliste Allersheim]; die Schwester von Faust Löw, die 1804 geborene Klara Karoline, war mit dem Seifensieder Abraham Haas aus Fuchsstadt verheiratet, deren Sohn David Hirsch [1834–1878] Distriktsrabbiner in Reckendorf, Welbhausen und Uffenheim war. Der jüngste Sohn von David Hirsch Haas, Rechtsanwalt Dr. Gerson Haas [1871–1940], war von 1918 bis 1938 Vorsitzender der IKG Würzburg[17].
Von Familie Thalheimer war nach 1933 nur noch der 1890 geborene Josef Justin Thalheimer mit seiner Familie im Ort. Der Vieh- und Kolonialwarenhändler war auch Präsident des örtlichen Fußballclubs und Kassierer des Krieger- und Schützenvereins. Trotz seiner Verdienste um das örtliche Gemeindeleben wurde er mit seinem 1926 geborenen Sohn Walter im März 1942 nach Izbica bei Lublin in Ostpolen verschleppt. Nur sein 1923 geborener Sohn Günther konnte noch rechtzeitig nach England emigrieren. Die von ihm aus Izbica nach Gaukönigshofen gesandte Postkarte vom Sommer 1942 mit einem Dankeschön für eine erhaltene Postsendung ist das letzte Lebenszeichen der deportierten Gaukönigshöfer Juden. Das Dankschreiben wurde der Gestapo angezeigt – weitere Sendungen waren nicht mehr möglich.

Familie Weikersheimer

Der Begründer der levitischen Familie Weikersheimer, Ensel Ascher haLevi, wurde Mitte des 18. Jahrhunderts im württenbergischen Weikersheim geboren und nahm 1817 den Namen seiner Geburtsstadt als Familienname an. Obwohl anfangs eines der ärmsten Mitglieder der Gemeinde, erhielt er durch die Verehelichung mit Terzle Tirza Braunschild die Möglichkeit zu prosperieren, so dass die Familie im Lauf der Generationen zu einer der einflussreichsten jüdischen Familie am Ort wurde. Sie verdienten ihren Lebensunterhalt als Handelsleute, Metzger, Vieh- und Pferdehändler, Garküchner, Bäcker, Schnittwaren- und Lebensmittelhändler, blieben also bis um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert im beruflichen Umfeld einer dörflichen Gesellschaft[18]. Einige der Nachkommen Ensels gingen zwar in den Nachfolgejahren nach Amerika, doch im Vergleich zu anderen jüdischen Gemeinden wählten diesen Weg im 19. Jahrhundert nur wenige, wie auch Thomas Michel in seinen akribischen Untersuchungen feststellt [Michel, S. 625/626].
Am prominentesten für die Gaukönigshöfer Lokalgeschichte sind wohl die beiden Brüder Vitus und Ignaz Weikersheimer, die ab der Wende zum 20. Jahrhundert einen Landmaschinenhandel mit Reparaturwerkstätte ins Leben riefen. Bis Anfang des Ersten Weltkrieges beschäftigten sie bis zu zwanzig Arbeitskräfte auf einem Werksgelände am Dorfrand.

Durch den Eisenbahnanschluss Gaukönigshofens im Jahr 1907 konnten sie ihren bäuerlichen Kunden nunmehr auch landwirtschaftliche Gerätschaften wie die berühmten „Massey Harris Mähmaschinen“ [Michels S. 628], die sie in den USA kauften und nur noch zusammenmontieren mussten, anbieten und eroberten somit eine Monopolstellung in der Region.
Die beiden Brüder, der als weltmännisch geschilderte Vitus, der die kaufmännischen Angelegenheiten betreute, und sein eher volkstümlicher Bruder Ignaz, der die Kontakte zur bäuerlichen Kundschaft pflegte, engagierten sich auch in der jüdischen und politischen Gemeinde: Vitus wurde wegen seines hohen Ansehens von 1912 bis zur Auswanderung 1930 zum zweiten Kultusvorstand und Kassier der jüdischen Gemeinde und 1919 neben dem Viehhändler Enslein Weikersheimer in den Gemeinderat gewählt; Ignaz engagiert sich in der Gemeindefeuerwehr, in der auch er bis zur Machtergreifung durch die Nazis das Amt des Kassiers innehatte.

Entwicklung der Gemeinde

Aus verschiedenen Gedenkbüchern ersehen wir, wie in den Jahren seit dem Edikt von 1861 auch viele Gaukönigshöfer Juden mit der Freizügigkeit von Berufs- und Wohnsitzwahl ihren Heimatort verlassen haben und in die aufstrebenden Städte des Deutschen Reiches übersiedelten.
Dies zeigt sich an der Bevölkerungsstatistik von 1786 bis 1942 in der Abhandlung von Jutta Sporck-Pfitzer [Würzburg 1988, S. 56/61] über die ehemaligen jüdischen Gemeinden im Landkreis Würzburg: Die jüdische Gemeinde wuchs von 73 Personen um 1786 auf 108 im Jahr 1816, um erst zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts langsam aber stetig abzunehmen. So zählte die Gaukönigshöfer Kehilla 1880 noch 99 Mitglieder, um bis 1933 mit 54 Personen fast bis zur Hälfte zurückzugehen.
Es ist wohl ein Zeichen der engen Vertrautheit von christlichen und jüdischen Einwohnern, dass nur 22 Gaukönigshöfer Juden rechtzeitig den Ort verließen und so viele bis zum traurigen Ende in ihrem Heimatort verblieben. So wurde etwas Gutes letztlich zu einem Todesurteil: Die Liebe zur Heimat und das Vertrauen in den Staat. Insgesamt wurden nach der Aufstellung von *alemannia.judaica* im Internet 49 in Gaukönigshofen gebürtige oder/und wohnhafte jüdische Bürger Opfer der Schoa.
Wenn sich an den Zerstörungen der Pogromnacht im November 1938 auch Gaukönigshöfer „Christen“ beteiligten, so demolierten wohl hauptsächlich Ochsenfurter SA- und SS-Männer die Synagoge und jüdische Wohnhäuser. Die bedeutende Viehhandelscompanie der Weikersheimers musste ebenso schließen wie die Manufakturwarenhandlung des Louis Kleemann und die kleinen Gemischwarenläden von Sali Grünebaum, Julius Katz und Leopold Vorchheimer, sowie der Kolonialwarenladen des Josef Thalheimer.

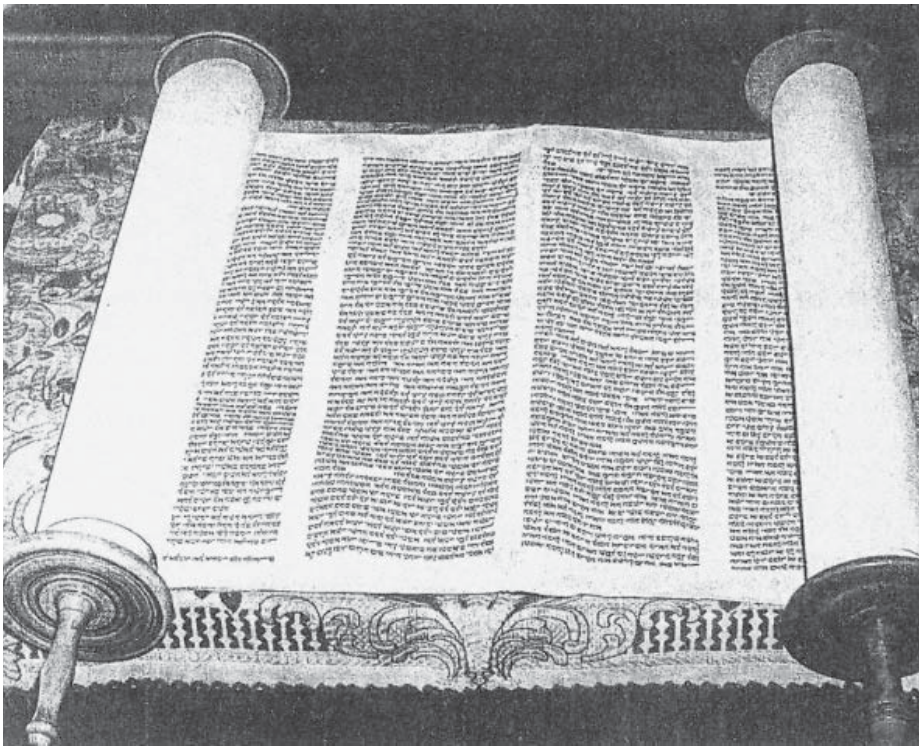
Das Ende

Am 21. März 1942 werden 25 Gaukönigshöfer Juden mit dem Zug nach Kitzingen gebracht, von wo sie drei Tage später, nachdem ihnen noch ein Großteil ihres Reisegepäcks abgenommen wurde, zusammen mit 208 anderen fränkischen Juden aus der Region nach Izbica bei Lublin deportiert werden. Außer der Postkarte des Justin Thalheimer, die doch auf eine mögliche postalische Verbindung nach dem Abtransport schließen lässt, gab es keine weiteren Spuren über das Schicksal der Juden aus Gaukönigshofen.

Das „Klimensifer“

Als ich in den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts öfters auf meinen Reisen in den USA auch Freunde in Baltimore und das dortige jüdische Museum und Archiv besuchte, gab mir eine nette Dame der Archivverwaltung einen Hinweis auf das „Klimensifer“. Ich stand etwas verwirrt da und konnte mit dem Wort nichts anfangen. Die Dame ging mit mir in die benachbarte „Lloyd Street Schul“, eine der ältesten Synagogen in den USA, und zeigte mir voller Stolz eine Torarolle: das „Klimensifer“. – Der Gaukönigshöfer Louis Kleemann hatte das Sefer bei der Auswanderung mitgenommen und es in der neuen Heimat der Lloyd Street Shul geschenkt, wo es heute zu Anschauungszwecken dient, da es nicht mehr koscher ist und im Gottesdienst keine Verwendung mehr findet.
In Gaukönigshofen erinnert noch die zur Gedenkstätte umgebaute Synagoge, die Mikwe und das Schulhaus an die ehemalige Gemeinde, an manchen Privathäusern lassen sich noch die Vertiefungen für die Mesusot in den Türstöcken erkennen und am Beispiel des „Kleemann – Sefer“ im fernen Baltimore wird jungen Juden Jiddischkeit erklärt.

AM ISRAEL CHAI!



Das Kleemann-Sefer in der Lloyd Street Schul in Baltimore.

Fußnoten:

1 Michel, Thomas: Die Juden in Gaukönigshofen/Unterfranken [1550 – 1942] – Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wiesbaden 1988, ISBN 3-515-05318-2.
2 Liedel, Herbert/Dollhopf, Helmut: Jerusalem lag in Franken – Synagogen und jüdische Friedhöfe. Text: Rudolf Maria Bergmann, Würzburg 2006, S. 54/59.
3 Siehe auch: Synagogenarchiv Kitzingen: Korrespondenz Distriktsrabbiner Imanuel Adler von 1868 bis 1910, Rabbinat Kitzingen [Auswahl Gaukönigshofen], in: Michael Schneeberger: **Findbuch G-A-G** (Gaukönigshofen-Acholshausen-Gossmannsdorf), Würzburg 2013, Hoenlein-Projekt.
4 Leo-Baeck-Institut, New York: Stern Collection: Magnus Weinberg: Friedhofsregister Allersheim, Würzburg 1938 [Michael Schneeberger: Einzelliste Gaukönigshofen].
5 Schaliach Zippur [hebr.] = Abgesandter der Gemeinde, d.h. Vorbeter; More Zedek [hebr.] = gerechter Lehrer [unterer Rang in der rabbinischen Ausbildung].
6 Michael Schneeberger: Familiendokumentation Bravmann/Unteraltertheim, Würzburg/New York 2011.
7 Siehe auch: Oskar Höfner: Kartei der jüdischen Einwohner, Gaukönigshofen 1987.
8 Siehe auch: Dirk Rosenstock: Die unterfränkischen Judenmatrikeln von 1817, Würzburg 2008, S. 231.
9 Joseph Prys: Die Familie von Hirsch auf Gereuth – erste quellenmäßige Darstellung ihrer Geschichte, München 1931.
10 Erika Bosl: Die Familie von Hirsch auf Gereuth im 18. und 19. Jahrhundert, in: Treml/Weigand/Brockhoff: Geschichte und Kultur der Juden in Bayern – Lebensläufe, München 1988.
11 Michael Schneeberger: Stammbaum von Hirsch auf Gereuth/Gaukönigshofen, Würzburg 2012 [Hoenlein-Projekt].
12 Salomon Wininger: Große Jüdische National-Biographie, Cernauti 1928, S. 117/118.
13 Behr, Hartwig/Rupp, Horst F.: Vom Leben und Sterben – Juden in Creglingen, Würzburg 1999, S. 50/53.
14 Ihr Enkel Herbert Mai ist einer der wenigen Überlebenden von Riga-Jungfernhof und lebt heute in Kew Gardens, NY.
15 Menk, Lars: A Dictionary of German-Jewish Surnames, Bergenfield, NJ [Avotaynu], p. 728.
16 Schneeberger, Michael: Stammbaum Thalheimer/Gaukönigshofen, Würzburg 2011 [Hoenlein-Projekt].
17 Strätz, Reiner: Biographisches Handbuch Würzburger Juden 1900–1945, Würzburg 1989, S. 226.
18 Schneeberger, Michael: Family Tree of the levitic Weikersheimer Family from Königshofen im Gau, Würzburg 2011 [Hoenlein-Projekt].

Konversions- und Überlebensgeschichten

Die Eltern von Hilde (1914–2011) und Rose Berger (1918–2005) waren biedere, fromme Ostjuden, die in Berlin lebten, bis sie im Jahre 1938 von der Gestapo zum Verlassen Deutschlands gezwungen wurden. Sie fuhren nach Polen, wo sie während des Weltkrieges Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung wurden; umgebracht haben die Nazis auch ihre Tochter Regina (Jahrgang 1913) und ihren Sohn Hans (Jahrgang 1916). Das vorliegende Buch lässt die zwei überlebenden Schwestern, die nach dem Holocaust in Amerika lebten, ausführlich zu Wort kommen.

Der Herausgeber hat fünf sich ergänzende Texte, die zwischen 1978 und 2005 entstanden sind, zusammengetragen und ins Deutsche übersetzt. Im Anhang findet der Leser einige Fotos und Dokumente, die das Erzählte veranschaulichen. So ist z.B. die Seite von Schindlers Liste abgedruckt, auf der Hilde Bergers Name steht. Der Leser erfährt, dass es mehrere Versionen dieser durch einen Film von Steven Spielberg berühmt gewordenen Namensliste gab. Eine Fassung hat Hilde Berger getippt; sie nutzte die Gelegenheit aus und hat sich und ihren damaligen Freund darauf gesetzt und dafür andere Namen gestrichen. Reinhard Hesse bemerkt zu diesem Vorgang in seiner Einleitung: „Wohl wissend, was das wahrscheinlich für die Betreffenden bedeuten würde. Ihr Leben lang hat sie das beschäftigt – verständlicherweise. Aber – hätten wir es wirklich anders gemacht?“

Ebenso interessant wie die unterschiedlichen Überlebensgeschichten von Hilde und Rose sind die Berichte über ihre Abwendung von den religiösen Lebensformen ihres Elternhauses. Bezeichnend ist, dass beide Frauen solche Männer geheiratet haben, die für ihre Eltern nicht akzeptabel waren. Im Falle von Hilde kann man davon sprechen, dass sie als Jugendliche vom Judentum zur politischen Religion des Trotzkismus konvertierte. Sie spricht von der „roten Assimilation“. Anschaulich und nachvollziehbar skizziert Hilde Berger die Zwischenschritte, die ihren weltanschaulichen Wandel markiert haben: Die religiöse Jugendgruppe ihrer Synagoge wurde von säkular gesinnten Zionisten unterwandert; dann spaltete sich von dieser Gemeinschaft eine sozialistisch-zionistische Gruppe ab; von dieser Position war der Weg nicht mehr weit zum stalinistischen Kommunismus; schließlich landete sie bei den Trotzkisten, die sich als „Avantgarde der Avantgarde“ verstanden. Im Rückblick gab die engagierte Revolutionärin zu, dass es ihrer Gruppe keineswegs nur um Politik und Weltverbesserung ging: „Wir verbrachten kein Wochenende in Berlin, gingen immer auf Wanderungen, sangen deutsche Volkslieder, Wanderlieder, Lieder aus dem deutschen Bauernkrieg von 1525. Wir liebten alle Lieder aus dieser Zeit. Ironischerweise nicht nur die, welche die revolutionären Bauern gesungen haben, sondern auch die der Söldner, die für die Feudalherren gegen die Bauern gekämpft haben… Wir haben sogar auch dann noch Lieder von beiden Seiten des Bauernkriegs gesungen, als wir schon politisches Bewusstsein erlangt hatten und uns die gegensätzliche Bedeutung dieser Lieder klar war.“

Die traurige Geschichte der Familie Berger erinnert mich an die unter dem Titel „Der Fiedler auf dem Dach“ verfilmte Geschichte

des jüdischen Milchmannes Tevje aus Anatevka. In Berlin wie im osteuropäischen Dorf war die überlieferte jüdische Lebensform sowohl von innen als auch von außen gefährdet. Zum Überleben einer traditionell-religiösen Kultur in der modernen Welt braucht es manchmal Wunder. *Yizhak Ahren*

Reinhard Hesse (Hg.): Ich schrieb mich selbst auf Schindlers Liste. Die Geschichte von Hilde und Rose Berger. Mit einem Geleitwort von B. Beitz, 223 S., Haland & Wirth im Psychosozial-Verlag, Gießen, 2013.

Musik kann Leben retten

„Inter arma silent musae“ lautet der lateinische Spruch, doch er stimmt nicht immer. Auch während des Krieges und Mordens wie in der Schoa gab es Künstler, die es vermochten, dank der Musen ihr eigenes und manchmal auch fremdes Leben zu retten. Zwar wurde die Musik durch die NS-Schergen vielfach missbraucht, dennoch half sie in Einzelfällen. Das wissen wir aus den Erinnerungen von Anita Lasker-Wallfisch und Fania Fénelon an das Mädchenorchester von Auschwitz, oder vom dem „letzten Klesmer Galiziens“, Leopld Kozlowski-Kleinmann. Nun erfahren wir Ähnliches von Judith Schneiderman, die mit Hilfe ihrer Enkelin Jennifer ihre Autobiographie „*Ich sang um mein Leben. Erinnerungen an Rachov, Auschwitz und den Neubeginn in Amerika*“ niederschrieb. In diesem Jahr brachte es die „Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ in der Übersetzung von A. Hölscher heraus.

Die Autorin, 1928 in der damals ungarischen, nun ukrainischen Karpaten-Kurstadt Rachow geboren, lebte dort mit Eltern und 7 Geschwistern bis zur Deportation nach Auschwitz 1944, wo die Eltern und zwei kleine Schwestern ermordet wurden. Trotz Hunger und Krankheit überlebte sie mit drei Schwestern als Zwangsarbeiterin in Gelsenkirchen; bei einem Bombenangriff der Amerikaner wurde dort jedoch ihre jüngere Schwester getötet. In der Munitionsfabrik in Sömmerda, wo sie später arbeiten mussten, hörte eine SS-Frau Judith zufällig beim Singen zu und brachte ihr ein deutsches Lied bei, das sie den Offizieren vorsang: „Zitternd stimmte ich das Lied über Heimweh an, und da wurden alle

ganz still. Manche weinten sogar; sie weinten um ihre eigene Heimat.“ Ihre Stimme hat die Mörder besänftigt und rettete den vier Schwestern das Leben. Nach einem Todesmarsch wurden sie im Mai 1945 von der Roten Armee befreit, fanden auch ihren Bruder und die älteste Schwester lebend wieder.

Auf Umwegen kamen sie in das DP-Lager Landsberg am Lech. Dort sang Judith im jiddischen Theater *Hazomir* und lernte ihren Mann Pinek, aus Polen stammend, auch er ein Überlebender von Buchenwald und Mittelbau-Dora, kennen. Auch Pinek erzählt in dem Buch seine Geschichte. Das Paar emigrierte nach der Heirat in die USA, wo sie eine Farm hatten, vier Kinder bekamen und wo Judith Schneiderman, inzwischen verwitwet, bis heute lebt. In Deutschland erfuhr man von ihrer Tochter Helene, Kammersängerin in Stuttgart, von diesem 2009 im Selbstverlag erschienenen Buch. Es konnte, zu den unschätzbaren Zeitzeugen-Dokumenten zählend, mit Hilfe der „Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ publiziert werden. *Elvira Grözinger*

Judith Schneiderman mit Jennifer Schneiderman: Ich sang um mein Leben. Erinnerungen an Rachov, Auschwitz und den Neubeginn in Amerika, Zeitzeugenreihe der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, dort auch erhältlich. ***www.stiftung-denkmal.de/publikationen/zeitzeugenreihe.html,*** *Berlin, 2013.*

Auf dem Wege zu Weiterem

Kritiker

„Meine Gedichte sind weder hermetischer geworden noch geometrischer; sie sind nicht Chiffren, sie sind Sprache; sie entfernen sich nicht noch weiter vom Alltag, sie stehen […] im Heute.“ So schrieb Paul Celan am 7. April 1970 – kurz nach seiner letzten Dichterlesung in Stuttgart und knapp zwei Wochen vor seinem Tod aus Verzweiflung in Paris – an seinen Verleger Siegfried Unseld, von dem er sich verstanden wusste. Er wollte sich wehren gegen voreingenommene Kritiker, die ihm Sprachlosigkeit unterstellten oder ihn einfach nur totschwiegen. „Ich glaube, ich darf sagen, dass ich mit diesem Buch ein Äußerstes an menschlicher Erfahrung in dieser unserer Welt und dieser unserer Zeit eingebracht habe, unverstummt und auf dem Wege zu Weiterem.“

Celans Erleben

Den schwierigen Weg Celans in die Nachkriegsgesellschaft der Bundesrepublik zeichnet die Tübinger Germanistin Barbara Wiedemann jetzt in ihrem neuen Buch „Ein Faible für Tübingen“ nach. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Celan weisen die Verfasserin als Spezialistin für den feinfühligen Dichter aus, der seinen in einem deutschen KZ in der Ukraine umgebrachten Eltern mit dem Gedicht „Todesfuge“ das „einzig mögliche Grab“ geben konnte.

Die Verfasserin geht einerseits streng chronologisch vor, andererseits verknüpft sie umfassende Informationen über das sich ändernde Klima in der Bundesrepublik der Fünfziger- und Sechzigerjahre mit Hinweisen und Rückschlüssen auf die beschriebenen Verhaltensweisen von Lesern und Zuhörern vor allem im süddeutschen Raum. Celans Erleben wird durch Zitate aus Briefen belegt. Gedichte lassen den Leser das von Celan Erlebte unmittelbar verstehen. Man bekommt Lust, die Gedichte nachzulesen, sich noch mehr von Celan anzueignen.

Das Buch beginnt mit einem kurzen Rückblick auf Celans Herkunft Czernowitz in Rumänien, wo er 1920 als Paul Antschel geboren wurde. Deutsch war im Czernowitz seiner Kindheit und Jugend noch Alltags- und Kultursprache. Die vorher österreichische Stadt wurde erst 1919 rumänisch und Celans Eltern sprachen Deutsch, nicht Rumänisch. Celan selbst überlebte die deutsche Besatzung in der Nazi-Zeit in einem Arbeitslager, seine Eltern nicht. Zu diesem traumatischen Verlust kamen antisemitische Strömungen auch in der sowjetischen Ukraine nach der Befreiung durch die Rote Armee, sodass Celan über Bukarest und Wien, wo er sich in Ingeborg Bachmann verliebte, nach Paris auswanderte. Vor diesem Hintergrund ist zu verstehen, was ein halbes Jahr vor seinem Tod in der – auch von Wiedemann veröffentlichten – „Prosa aus dem Nachlaß“ steht: „Wohin gehen wir. Immer nachhause. Sie tuns. Ich nicht! Ich hause im Nach, das da geht und geht.“

„Todesfuge“

Dass Celan am 23. Mai 1952 in Niendorf an der Ostsee bei einem Treffen der „Gruppe 47“ vorlesen durfte, ist vor allem Ingeborg

Paul Celan

Bachmanns Drängen zuzuschreiben. Sie war es auch, die ihm die aus eigener Tasche bezahlte Fahrkarte zugeschickt hatte. Die Erwähnung solch kleiner Details gibt dem Buch eine Dimension, die weit über den streng wissenschaftlichen Ansatz hinausreicht und Persönliches sichtbar macht. Die Reaktionen der Dichterkollegen in Niendorf reichten von Unverständnis bis Ablehnung, was sich jedoch weniger auf Inhalt und Form der Gedichte bezog, sondern auf die Art des Vortrags. Walter Jens sprach von „einem Reinfall“. Und Hans Werner Richter sagte gar: „Der liest ja wie Goebbels“ und ließ die „Todesfuge“ angeblich noch einmal von einem Schauspieler vortragen. „Zur aufgekommenen Unruhe scheint allerdings nicht recht zu passen, dass sich Inge Jens nur an die „Todesfuge“ erinnert und daran, dass nach deren Lesung völliges Stillschweigen eingetreten sei“, ergänzt Barbara Wiedemann in ihrem Buch. Der unverfrorene Umgang mit seinem Vortrag verletzte Celan zutiefst. Seine Art, Wirklichkeit sprachlich zu verarbeiten, wurde jedoch sowohl beim ersten Niendorfer Auftritt als auch in der ersten Veröffentlichung „Mohn und Gedächtnis“ sofort als etwas Neues erkannt und gewürdigt. In Niendorf, erläutert die Autorin, bekam er immerhin „als Drittplatzierter und erster Lyriker 6 Stimmen“. Diese Ambivalenz, das „Nebeneinander von großer Wirkung, ja, Erfolg, und Abwehr“ hat Paul Celan, wie Wiedemann herausarbeitet, sein Leben lang begleitet.

„Grab in der Luft“

Vor allem die „Todesfuge“ führte bei Lesungen, egal, ob sie in Niendorf, in Stuttgart, in Esslingen oder in Tübingen stattfanden, zu Betroffenheit. Und wenn dann Kritiker der „Todesfuge“ „surrealistische Züge“, „saugende[n] Rhythmus“, „romantisierende Metapher“ und „lyrische Alchimie“ zuschrieben, lagen sie, wie Wiedemann nachweist, eindeutig neben der Auffassung der meisten Leser und Zuhörer. Celan ging es in seinen Gedichten nicht um „potenzierte Wirklichkeit“, sondern um „eine ansprechbare Wirklichkeit“, die sich nur im inneren Dialog mit dem Leser/Zuhörer entfalten kann. So schreibt er zur „Todesfuge“ an Walter Jens, der ihm zu einem der wichtigsten Fürsprecher werden sollte: „Das ›Grab in der Luft‹ – lieber Walter Jens, das ist, in *diesem* Gedicht, weiß Gott weder Entlehnung noch Metapher.“ und: erst „Wiederbegegnung [macht] Begegnung zur Begegnung.“ Damit wird Celans Anspruch an seine Leser, in den inneren Dialog zu treten mit dem, was im Gedicht mitgeteilt wird, deutlich. Auch die Form der „Fuge“ hat Celan nicht vorsätzlich aus der Musik entlehnt, sie ergab sich im Rahmen des poetischen Verdichtungsprozesses.

„Mohn und Gedächtnis“

Entgegen der Einschätzung mancher Kollegen in Niendorf wurde der Vertreter der Deutschen Verlagsanstalt aus Stuttgart, die als Sponsor der Gruppe 47 auftrat, sofort auf den neuen Ton in Celans Dichtung aufmerksam. Nach langen Verhandlungen begann der Verlag 1952 mit einer kleinen Auflage von „Mohn und Gedächtnis“. Der Erfolg des Gedichtbandes war so durchschlagend, dass 1954 bereits eine Neuauflage gedruckt wurde.

Recherchen in Archiven

Anhand der Verhandlungen mit Verlagen zeichnet Wiedemann den langen Weg des Dichters in ein Land nach, dessen Sprache die für ihn einzig mögliche war. Nach vielen Versuchen fand er endlich beim Suhrkamp-Verlag eine Bleibe als Dichter. Wie schwierig die Annäherung für beide Seiten war, für die Verlage und den gebrandmarkten Dichter, zeigt Wiedemann an detaillierten Recherchen in zahlreichen Archiven. Nebenbei bekommt der Leser spannenden Geschichtsunterricht: Die Denkweise gegenüber Juden in den Dreißigerjahren wird aufgezeigt, die frühe Zweckentfremdung von Synagogen, das unsichere, oft von antisemitischer Grundhaltung geprägte Verhalten der Bundesbürger in den Fünfzigerjahren, die Verunsicherung durch die Achtundsechziger. Das schier unerschöpfliche Detailwissen wird souverän in den chronologischen Ablauf eingebaut, und wenn im Schlusskapitel Kritik an der schludrigen, nachlässigen, ja verächtlichen Berichterstattung in den Medien über Celans Tod deutlich wird, wird klar, dass mit diesem Sachbuch, das sich wie ein Krimi liest, mit Empathie und Sachverstand einem der besten Dichter der deutschen Sprache ein würdiges Denkmal gesetzt wird.

Gisèle de Lestrange

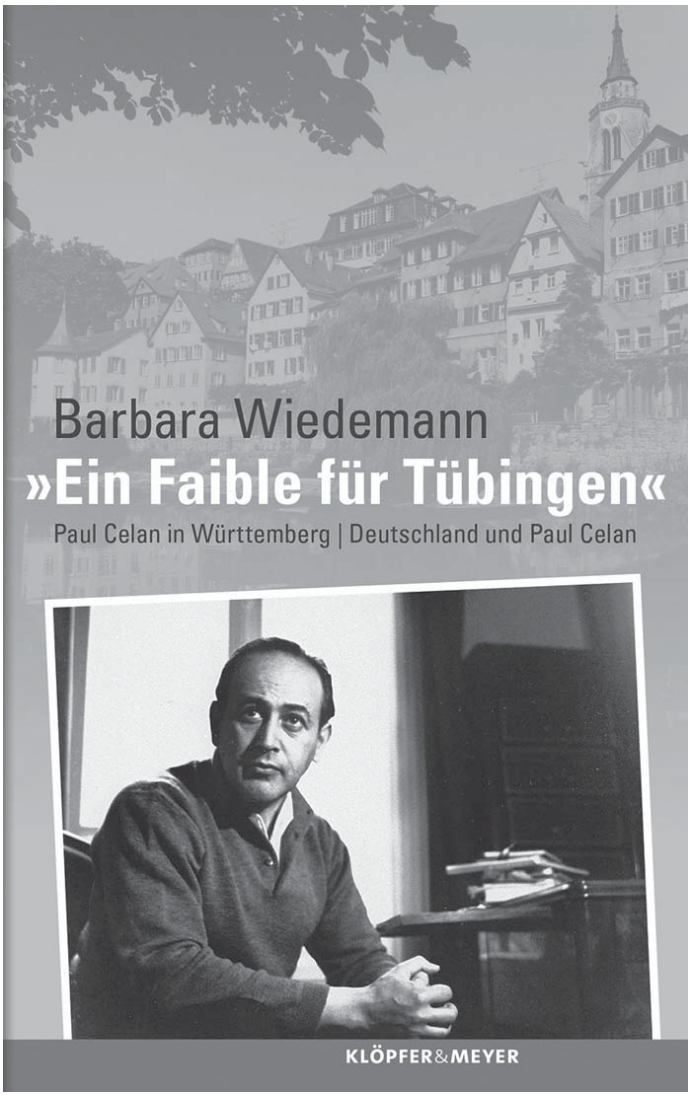
Die zahlreichen Fahrten nach Tübingen und Stuttgart von 1952 bis 1968 – verknüpft mit Lesungen vor unterschiedlichem Publikum – brachten für Celan auch den Gewinn einiger Freunde mit sich, wie das Stuttgarter Ehepaar Hanne und Hermann Lenz. Mit seiner Frau, der französischen Malerin Gisèle de Lestrange, und dem kleinen Sohn Eric war Celan dort immer willkommen. Allerdings ging diese

Freundschaft beinahe in die Brüche. Dies ist nicht zuletzt auf die Verleumdungen durch Claire Goll, der Witwe Yvan Golls, zurückzuführen. Waren Claire und Yvan Goll in der ersten Pariser Zeit für Celan zunächst ein Anker und die einzig wirklichen Freunde, änderte sich die Beziehung zu Claire bald nach Yvans Tod. Noch am Sterbebett hatte Yvan Goll verfügt, dass Celan freie Hand bei der posthumen Veröffentlichung von Golls Manuskripten, vor allem der Übertragungen seiner Gedichte ins Deutsche hatte. Doch je länger ihr Mann tot war, umso mehr trat Claire Goll in einen eigenen „Dialog" mit dem verstorbenen Ehepartner, verwandte Vorschläge von Celan, baute sie in Golls Gedichte ein, gab sie selbst heraus und bezichtigte Celan des Plagiats. Das Durcheinander war für Außenstehende schwer zu durchschauen und wurde durch die regelrechte Verleumdung seitens Claire Golls, Celan gebe den Tod seiner Eltern im KZ nur vor, auf die Spitze getrieben. In diesem Streit war Walter Jens einer der wenigen, der sich engagiert zu Celan bekannte. „Vielleicht fühlte sich Celan nicht einmal von seiner jüdischen Freundin Hanne Lenz ganz ernstgenommen", vermutet Babara Wiedemann, denn wie viele andere riet Hanne Lenz von einer einstweiligen Verfügung gegen Claire Goll ab. Mit viel Hintergrundwissen macht Wiedemann die verheerende Wirkung der Goll'schen Anklagen auf Celan deutlich. Und sie entfaltet die einzelnen Entwicklungsschritte der Verzweiflung, die Celan gegen Ende seines Lebens sowohl in die Psychiatrie brachte, als auch zur Trennung von Frau und Kind, bis er sich endlich von niemandem mehr verstanden sah und in die Seine stürzte.

Appell

Celans Satz, er sei „Auf dem Wege zu Weiterem", kann vor dem Hintergrund der Lektüre dieses Buches auch als Appell verstanden werden, den nachfolgenden Generationen Zugang zu Celans Lyrik zu ermöglichen. Für Deutschlehrer stellt dieses Buch erhellende Zusammenhänge her. Germanistikstudenten müssten es lesen. Der Liebhaber von Lyrik bekommt einen übersichtlichen, spannend geschriebenen Einblick in die Tragik dieses Lebens und in die Gesellschaft der Bundesrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg.
Am Schluss bleibt das für den Leser sehr praktische Werk- und Personenregister zu erwähnen, das dem beim Lesen entstehenden Bedürfnis nachzuschlagen, Aussagen zu vergleichen, sehr entgegenkommt. Ein lesenswertes Buch! *Priska Tschan-Wiegelmann*

Barbara Wiedemann: „Ein Faible für Tübingen" Paul Celan in Württemberg, Deutschland und Paul Celan, 292 S., Klöpfer und Meyer Verlag, Tübingen, September 2013.



Jahrhundertgeschichten

Ninel Revniaga trägt einen Vornamen, der in den 1920er-Jahren in der Sowjetunion sehr beliebt war. Liest man ihn vom Ende, ergibt er Lenin. Ninel-Lenin, geboren 1925, kommt aus einer armen jüdischen Familie in der Ukraine. Ihr Vater arbeitete für die Partei im Lebensmittelsektor und er war viel unterwegs, aber Ninel berichtet, dass sie eine glückliche Kindheit hatte. Das änderte sich 1937. „Eines Tages kamen die Leute in unser Haus und verhafteten meinen Vater. Er wurde zum Volksfeind erklärt. In einem Getreidespeicher waren Kornkäfer aufgetaucht. Man sagte, mein Vater sei ein Volksfeind, weil er das Getreide vernichten wolle."
Im Juni 1941 wurde Kiew bombardiert und Ende des Jahres musste Ninels Schwester mit gerade 18 Jahren mit der Roten Armee an die Front. Nach dem Krieg ging die Familie nach Kiew zurück und Ninel wurde Geschichtslehrerin. In der Sowjetunion war das Leben nicht leicht, „insbesondere für Frauen", erzählt sie. „Nach der Arbeit musste man Lebensmittel besorgen und Schlange stehen. Wir standen mindestens eine Stunde lang, um ein Stück Wurst zu kaufen."
Im Jahr 1995 entschlossen sich ihre Kinder, nach Deutschland zu gehen und sie kümmerten sich um die notwendigen Papiere. „Nach meiner Ankunft ging ich sofort in die Jüdische Gemeinde. Wohin denn sonst? Dort sind ja alle russischsprachig. Mir gefällt es hier und es kamen bei mir Fähigkeiten zum Vorschein, die ich nicht geahnt hätte. Ich begann Gedichte zu schreiben."

Namen und Gesichter

„Hier machen Fakten und Daten Platz für Namen und Gesichter", schreibt NRW-Ministerpräsidentin Hannelore Kraft im Vorwort zu diesem Buch. Und zu diesen Namen und Gesichtern gehören auch Geschichten, Lebensgeschichten. Die Historiker Ursula Reuter und Thomas Roth haben mit 40 aus der ehemaligen Sowjetunion nach Nordrhein-Westfalen zugewanderten Juden „biografisch-narrative" Interviews geführt, sie sorgfältig redigiert und jetzt zweisprachig, in Deutsch und in Russisch, publiziert.

Erinnerungen

Grundlage für das spannend zu lesende Buch war ein gemeinsames Projekt der Jüdischen NRW-Gemeinden mit dem NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln. Dieses 2009 begonnene Projekt „Lebensgeschichten jüdischer Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion in Nordrhein-Westfalen" wollte die Menschen nicht abstrakt als soziale Gruppe beschreiben, sondern „beispielhaft auf die Lebensläufe, Erinnerungen und Erzählungen

aufmerksam machen“, sagt Werner Jung, Direktor des Kölner Dokumentationszentrum. Er nennt die Ergebnisse „Jahrhundertgeschichten“, denn die Erzählungen beginnen teilweise mit dem Ersten Weltkrieg und sie enden am Anfang des 21. Jahrhunderts in einer neuen Heimat in Deutschland.

Leben und Überleben

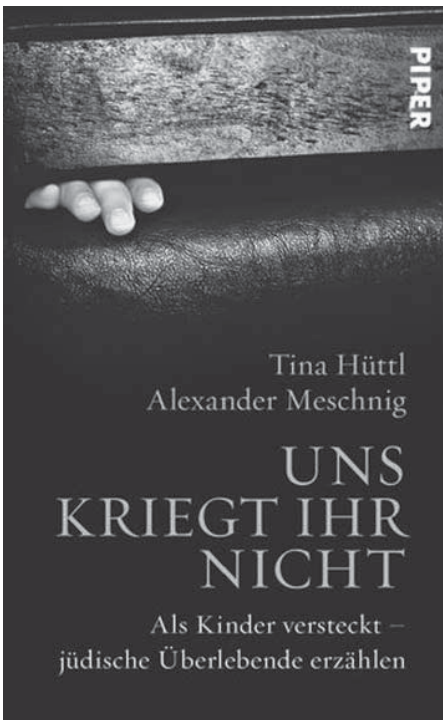
„Unsere GesprächspartnerInnen sollten nach eigenen Vorstellungen und ohne strenge Vorgaben von ihrem Leben erzählen, von den Ereignissen und Erfahrungen, die ihnen selbst wichtig erschienen“, erläutern die „Buch-Macher“ ihr Interview-Konzept. Trotzdem behandeln alle Interwies „den familiären Hintergrund, Kindheit und Jugend in der Sowjetunion, das Leben und Überleben im Krieg, Nachkriegszeit und Lebensbedingungen in der sowjetischen Gesellschaft, den gesellschaftlichen Umbruch vor und nach 1990, die Entscheidung zur Auswanderung sowie Ankunft und Leben in Deutschland“.
Den „Buch-Machern“, dazu zählen auch die Fotografin Anna C. Wagner, Lew Walamas als Übersetzer und verbindender Kommunikator und ein engagierter Verlag, ist eine beeindruckende Sammlung von Lebensgeschichten gelungen. Sie könnte den Blick auf die mittlerweile dominierende Mitglieder-Gruppe der jüdischen Gemeinden nachhaltig verändern.

Benno Reicher

Ursula Reuter, Thomas Roth: Lebenswege und Jahrhundertgeschichten, Erinnerungen jüdischer Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion in Nordrhein-Westfalen, 544 S., Emons Verlag, Köln, 2013.

Uns kriegt ihr nicht

Immer hat es Überlebende gegeben, auch in der Schoa. Manche überlebten, weil sie untergetaucht waren. Und diese Überlebenden schwiegen lange, bis sie, oft erst in einem fortgeschrittenen Alter, das Schweigen nicht mehr ertragen konnten. Sie begannen zu erzählen, davon, was sie an Schrecklichem erlebt hatten und davon, wie sie überleben konnten.
Zwei, die nicht nur zuhörten, sondern auch notierten, waren Tina Hüttl und Alexander Meschnig. Zwei Nachgeborene: die eine 1975 in München auf die Welt gekommen, der andere 1965 in Dornbirn in Österreich, beide als Journalisten und Autoren professionelle Schreiber. Sie sammelten die Geschichten und veröffentlichten sie in diesem Jahr als Buch.
Darin befassen sie sich mit den Untergetauchten: jenen, die sich widersetzten, sich nicht bei den anbefohlenen Sammelstellen meldeten, sondern in den Untergrund gingen und in Kellern, in Schrebergärten und auf Dachböden überlebten. Mut brauchten sie und die Hilfe von Menschen guten Willens, die sie tatsächlich fanden.
„Auslöser für den Schritt in die Illegalität war in der Regel ein einzelnes Ereignis: die Abholung Verwandter; die schriftliche Aufforderung der Gestapo, sich an einem der Sammelplätze für den Transport einzufinden; die konkrete Angst vor einem Denunzianten oder die rechtzeitige Warnung durch Dritte. Erst Erlebnisse wie diese machten ihnen schlagartig klar, dass sie nun eine Entscheidung treffen mussten“, schreiben die Autoren in ihrer Einleitung und „für das Überleben im Versteck waren sie auf vielfache Unterstützung angewiesen: ein einzelner Beistand oder meistens ein Netz von Helfern; verschiedene Unterkünfte; die Möglichkeit, Nahrung zu beschaffen; gefälschte Papiere. Das Risiko, trotz aller Vorsichtsmaßnahmen dennoch entdeckt oder denunziert zu werden, war zu jedem Zeitpunkt bis Kriegsende äußerst hoch. Zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein konnte stets den eigenen Tod bedeuten.“



Von den insgesamt 15 Überlebenden, die im Buch zu Wort kommen, sind neun Frauen und sechs Männer. Die ältesten Überlebenden sind 1920 und 1921 geboren, die jüngsten 1941 und 1942. Dass aber auch diese Überlebenden bald nicht mehr unter uns weilen, davon zeugt die Tatsache, dass zwei der Befragten nicht mehr die Veröffentlichung des Buches erlebten.
Den Autoren ist zu danken, dass sie die Schilderungen der Zeitzeugen, abgesehen von behutsamen Korrekturen, weitgehend übernommen haben, sodass man beim Lesen den Eindruck hat, man lausche persönlich ihren Geschichten.
Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Schoa, der viele Leser verdient hat.

Miriam Magall

Tina Hüttl, Alexander Meschnig: Uns kriegt ihr nicht. Als Kinder versteckt – jüdische Überlebende erzählen, 287 S., Piper Verlag, München, 2013.

ШУТЛИВАЯ ДИАЛЕКТИКА

Пожалуй, ни один наш праздник не связывает нас так с другими народами, как Пурим, и связь эта далеко не только отрицательна. Да, конечно, в центре Пурима история не очень-то весёлая, но, следуя древнему принципу «всё хорошо, что хорошо кончается», во главу угла была поставлена не угроза существованию значительной части нашего народа и не личная трагедия еврейской девушки, принесшей себя в жертву за его спасение, а радость самого спасения. И вот уже Талмуд призывает еврея по случаю праздника напиться до такого состояния, чтобы не отличать фразу «благословлён Мордехай» от фразы «проклят Аман». Пить, само собой, следует вино, ведь «все чудеса Пурима свершились посредством вина».

Уже в Европе изначально заложенная тяга Пурима к несколько необузданной радости заставила его принять или даже перенять множество новых черт: Так появилась традиция переодеваний, восходящая, по-видимому, к европейскому карнавалу; так появился обычай пуримского представления - «Пурим-шпиля». Из свойственной карнавалу особенности выворачивать обыденность наизнанку родилась традиция назначения «Пуримского рабби» в восточноевропейских йешивах. Несмотря на то, что нередко это вызывало негодование раввинов, народная тяга к «переодеванию» – в разных смыслах – была столь сильна, что многие из этих обычаев оказались более живучими, чем хотелось бы некоторым противникам алкоголя.

Но и сами раввины тоже не прочь были пошутить. Чем иначе объяснить возникновение «переодеваний» иного рода, мало доступных простому люду? Речь идёт о нескольких примечательных пародиях на Талмуд и даже на Библию. Одна из древнейших таких пародий, трактат «Пурим», восходит, по-видимому, еще к Калонимусу бен Калонимусу, еврейскому раввину, жившему в конце XIII-го-начале XIV-го века во Франции и Италии. Сохраняя видимую невозмутимость и ни на йоту не отклоняясь от стиля и языка Талмуда, трактат «Пурим» изучает вопрос, как выполнить «основную» заповедь праздника наилучшим способом, проще говоря – как основательней напиться. Взяв за пример талмудический трактат «Песахим», в котором рассматриваются законы Песаха и который открывается указанием, как и когда следует начать удалять из дома всё квасное, трактат «Пурим» задаётся вопросом, как и когда следует удалить из дома то, что никак не может быть использовано для выполнения основной заповеди Пурима, а именно – воду: «В ночь на четырнадцатое число (месяца Адара) удаляют всю воду из домов и из дворов. Но всякое место, куда воду не заносят, проверять необязательно», и далее: «Всякий, у кого во дворе есть колодец, должен огородить его минимум тремя стенами». Имущественные отношения также играют роль: «Всякий, кто в Пурим испортит вино ближнего – Рабби Шатьян («Пьянчуга») говорит: пусть заплатит двойную цену». Кто обязан пить? «Пить обязаны все: как мужчины, так и женщины, рабы и рабыни, а рабби Шатьян говорит: Даже скот, дикие звери и птицы» … «Там, где принято пить вино неразбавленным – пьют неразбавленным. Там же, где принято разбавлять – разбавляют, но не более чем на треть». Или вот пример шутливого объяснения стиха из Торы: «Сказано: *Устрани зло из среды твоей* (Втор. 21, 21), но что есть *зло* как не вода? Ведь сказано же: (2-я кн. Царств 2, 19): *Вода плоха*».

Трактат «Пурим», Венеция 1552

Трактат «Пурим» вызвал множество подражаний, так что уже сложно определить, какая версия была изначальной. Интересно ещё и то, что как и всякий «святой» текст, «Трактат» обзавёлся множеством комментариев, в данном случае продолжающих шутливую традицию оригинала. Впрочем, многие из таких комментариев, особенно те, что были созданы в эпоху еврейского Просвещения (XVIII-й-XIX-й век), зачастую переходят ту тонкую грань, за которой пародия уступает место сатирическому бурлеску. Проще говоря – авторов подводит чувство вкуса.

Вот здесь и проступает то изящество, которое так характерно для тонкой, ироничной пародии, лишь оттеняющей красоту оригинала: недостаточно знать текст, который пародируешь – нужно проникнуться им, понимать и любить его. Такое отношение к объекту шутки лучше всего оградит тонкую иронию от высмеивания, эти чувства всегда будут заставлять, как пузырь воздуха в воде, всплывать на поверхность ту сущность, которая объединяет и оригинал, и пародию. Это свойство проявляется, например, в следующем шутливом, но верном и, если хотите, глубоко религиозном предписании: «Пусть каждый человек найдёт себе в Пурим компанию, в которой он мог бы посмеяться над Аманом, его сыновьями, злодеями и всеми им подобными, ибо *горек как полынь будет их конец* (Книга притчей Соломоновых 5,4)». Можно ли вернее выразить сущность Пурима?

ЦЕЛЬ ЕВРЕЙСКОЙ ПЕДАГОГИКИ В ГЕРМАНИИ

Владислав Зеев Слепой

Учителю еврейской религии в рамках немецкой образовательной системы приходится сталкиваться с большим количеством неясностей в понимании цели этих уроков. Ни родители, ни дети, а иногда и сами учителя не знают, для чего собственно нужны эти странные, зачастую, к сожалению, плохо организованные занятия. Родители посылают своих детей на эти уроки (если посылают вообще) из сентиментальных соображений – «чтобы чувствовал себя евреем», но ещё чаще потому, что видят в этих уроках возможность без особого труда получить дополнительную хорошую оценку. Ученики с удовольствием присоединяются к этой точке зрения. Поэтому уроки религии часто напоминают полуфакультативные кружки, и так к ним относятся и родители, и ученики, а нередко и учителя.

Тем не менее, еврейское образование в Германии есть. И хотя немногие общины могут себе позволить иметь еврейскую школу, пусть даже только с начальными классами, но почти в каждой общине есть уроки религии, включающие в себя зачастую лишь ничтожно малый процент от потенциального количества еврейских учеников – и эта ситуация одинакова повсюду, и в больших городах, и в малых. Сейчас мне бы не хотелось вдаваться в подробности этого явления – они разнообразны и было бы неверно обобщать. Но я вспоминаю такую историю: однажды мне пришлось разговаривать с некой бабушкой, до которой я дозвонился, пытаясь выяснить, почему её внук, который приходил на уроки в общину в прошлом году, не пришёл в этом. Как выяснилось, основная причина

отсутствия ученика заключалась в следующем: на то время, когда в общине проводились уроки религии, внуку этой бабушки учитель музыки назначил свои занятия. Без особого колебания родители приняли решение. «Я пыталась им что-то сказать, - говорила мне эта бабушка, - но они не хотят слушать. Они считают к тому же, что религия на него плохо влияет». Характерны в этих словах три вещи: Во-первых, то, что родители ничтоже сумняшеся предпочли для своего чада музыку религии; во-вторых, что они боятся некого «влияния» со стороны «религии», и, наконец, что защитницей, хотя и безуспешной, выступила бабушка. Последнее, пожалуй, наименее удивительно, ведь именно у людей постарше сохранились какие-то воспоминания, или воспоминания о воспоминаниях своих родителей, которые они способны противопоставить суждениям людей помоложе. Но и эти люди мыслят вполне логично: Знания имеют лишь тогда ценность, когда их можно конвертировать в нечто нужное. Математику, физику, биологию преподавать нужно – а вдруг ребёнок станет математиком, физиком или биологом. Музыка способствует эстетическому развитию, спорт – здоровью. Но чему способствует религия – особенно, если дома никакой религии нет и быть не может?

Из всех проблем и сложностей, с которыми сталкивается преподаватель религии, я бы хотел сейчас остановиться только на одной – применимости или неприменимости получаемых знаний. Начну с самого основного: В чём цель уроков еврейской религии? Вынужден признать: знания, которые дети на них получают (рассказы о еврейских праздниках и обычаях, некоторые истории из Торы; иногда, в старших классах, речь заходит об основах «Устного учения», Мишне и Талмуде, ещё мы касаемся основ еврейской религиозной философии) трудно конвертировать во что-то практическое. Ну разве что ребёнок захочет стать раввином, но это маловероятно. Для большего узкие рамки немецкой образовательной системы, отводящей урокам религии два урока, т.е. где-то полтора часа в неделю, не оставляют времени. Всякому учителю понятно, что ни о каком «влиянии», как бы он не стремился к нему, речи идти не может. Что же остаётся?

Остаются только сами знания. Сформулирую как тезис: Знания основ математики, биологии или химии, не делая сами по себе ученика ни математиком, ни биологом, ни химиком, закладывают основу для будущей возможной специализации. С религией дело обстоит не иначе: знания о еврействе – один из факторов, делающих человека евреем. Я не оговорился. «Происхождение», определяемое, как известно, по матери, которым иногда не без кичливости иные определяют своё еврейство, есть не более (хотя и не менее) чем необходимое условие для того, чтобы стать *настоящим* евреем – необходимое, но совершенно недостаточное. Недаром в иудаизм можно перейти.

На самом же деле, настоящая, «не по паспорту», принадлежность к еврейскому народу складывается из трёх факторов: происхождения, знаний и обязанностей, которые из этих знаний вытекают. Второе не нужно без первого, а последнее невозможно без второго – поэтому нельзя разделить звенья этой цепи. Исходя из данного понимания, можно достаточно чётко очертить цели еврейской педагогики. Ясно, что сам факт рождения от педагогики никак не зависит. Но, с другой стороны, за два академических часа в неделю нет никакой возможности привить еврейство на практическом уровне, особенно, если домашняя обстановка и всё окружение бесконечно далеки от всякой «практики». Поэтому еврейская педагогика в силу объективных причин может быть ответственна только за передачу *знаний*. Именно на основе знаний и возможна реализация *всей* еврейской «программы», но эта реализация находится за рамками школьных занятий.

«Ничто еврейское мне не чуждо!» – вот формула, смысл и цель еврейской педагогики. В ней собрано всё, на что учитель может рассчитывать: объём знаний, связь между ними и учеником, и, главное, принципиальная достижимость поставленной цели. Эта формула не заменяет собой ни школьной программы, ни учителей, но она отвечает вполне ясно на вопрос «Зачем нужно это преподавание?» Странно, что именно этот простой ответ часто заменяется идеями общего, даже какого-то метафизического характера. Говорят о «еврейском духе», «самосознании», «идентификации», не уточняя, что и дух, и самосознание, и идентификация зиждутся на знании конкретного материала.

Еврейство это сложный феномен, ему нельзя научить, как учат музыке. С ним можно родиться, к нему можно придти, но на него нельзя запрограммировать, и в этом не может состоять цель урока религии. Его цель – снабдить ученика багажом знаний и отношений к этим знаниям как к чему-то *своему*. Эти знания должны дать возможность со временем придти, вернуться к еврейству; они должны быть его исходной точкой, а не эрзацем.

Я думаю, что это понимание цели еврейской педагогики может избавить и родителей, и учителей, и учеников от многих недоразумений. Для родителей важно осознание того, что истинное еврейство не даётся сыну или дочери только тем фактом, что их пра(пра)бабушку по материнской линии звали Роза или Фейга. Они должны ясно понимать, что *без знаний о еврействе нет еврейства*. Ученики должны знать, что урок религии – это, в первую очередь, *урок*, *учёба*. Цель же учителя состоит в том, чтобы дать ученику как можно более целостное знание о еврействе: знание, носителем которого является именно учитель, и с которым этот учитель себя отождествляет; знание, которое для него не абстракция.

«ВЕСЕННИЙ ЗАПАХ САДОВ ЦИТРУСОВЫХ...»

САУЛ ЧЕРНИХОВСКИЙ (1873-1943)

Ирина Рашковская

Шауль (Саул) Черниховский родился 20 августа 1873 года в селе Михайловка, что в степном Крыму, в образованной и вполне обеспеченной семье, чтущей еврейские традиции. Отец был земельным арендатором, мать обожала литературу, а её сестра, тётка Шауля, стала одной из первых студенток-евреек и ушла в революцию, став прообразом Рейзеле в идиллии «Вареники»:

... Но годы промчались, и к бабке
Рейзелэ девушкой взрослой в родное гнездо возвратилась.
Только веселья былого не стало в ней. Взор углубился
И опечалился. Молча сидела она и читала
Денно и нощно, пока керосину в лампе хватало...» (Перевод В.Ходасевича).

С пяти лет Шауль уже читал по-русски, в семь стал изучать древнееврейский. Созданный в Михайловке в 1882 году Комитет «Ховевей Цион» («Любящие Сион»), вскоре присоединившийся к сионистскому движению в Европе и Америке, организовал две религиозных школы, на идиш и на русском. В

русскую школу поступил маленький Шауль. Один из методов изучения языка был простым и действенным: ученики переводили на иврит хрестоматию Ушинского «Родное слово». Одновременно Шаулю пришлось отправиться в общеобразовательную школу для девочек, другой в Михайловке не было. В десять лет мальчик уже не только хорошо ориентировался в ивритской поэзии, но и сам стал писать стихи и пьесы на иврите, переводил на иврит стихи и даже составил русско-ивритский словарь.

В пятнадцать лет Черниховский уехал в Одессу, поступил в еврейское коммерческое училище и стал вдохновенно изучать языки – немецкий, французский, английский, итальянский, латынь, греческий... Одесса в те годы была очагом еврейской культуры, и одним из переломных моментов стало знакомство с литературным критиком Иосифом Клаузнером, который ввёл Шауля в еврейский литературный круг. Именно Клаузнер утвердил молодого литератора в намерении создавать сочинения только и исключительно на иврите.

Л. Пастернак: Портрет С. Черниховского

Несмотря на успех и многообещающую карьеру поэта и переводчика, Черниховский идёт навстречу совету родителей и хочет получить профессию врача. Так как попытка поступить в российский университет ему, как и большинству евреев, успеха не принесла, Шауль отправился в более гостеприимную Германию и поступил в знаменитый Гейдельбергский университет. Литературных занятий, он, конечно, не оставил – к этому периоду относятся переводы на иврит Гёте, работа над эпической формой – балладой и идиллией, а также внушительный корпус лирических стихотворений, посвящённых будущей жене Меланье Карловне Гозиас-Горбацевич, студентке из России, не имевшей отношения ни к евреям, ни к еврейству, напротив – после Октябрьской революции с головой ушедшей в православие. Этот брак долгие голы не позволял Черниховскому уехать в Эрец-Исраэль... В 1922 году, уже после эмиграции, супруги расстались, и Черниховский стал опекуном для неё и своей единственной дочери, которая позднее переехала в Палестину, приняла гиюр и вышла замуж за еврея.

С 1903 до 1906 года Черниховский прожил в Лозанне, там он получил диплом врача и вернулся в Россию уже известным поэтом и переводчиком, автором двух книг. Идиллиями «Вареники» и «Брит-мила» Шауль Черниховский положил начало новой эпохе ивритоязычной поэзии, продемонстрировав, что и на иврите можно писать гекзаметром. Черниховский не только обогатил иврит новыми ритмами, но и освоил новый для ивритоязычной поэзии эпический жанр. Произведения Черниховского стали бесценным вкладом в еврейскую литературу.

Вернувшись в 1906 году из Европы, поэт приступает к работе врачом в Мелитополе, затем земским врачом в Харьковской губернии, на смену пришла служба военным врачом в Первую Мировую, потом – должность в отделении Красного Креста в Петрограде... В 1919 году Черниховский возвращается в Одессу и открывает частную практику. В 1921 году он в числе других еврейских писателей получает разрешение на выезд, пытается выхлопотать место врача в Эрец-Исраэль – безуспешно. В 1923 году он поселяется в Берлине и вновь надевает белый врачебный халат. В Берлине Шауль Черниховский познакомился с известным поэтом Владиславом Ходасевичем, который позднее написал: «... Я ожидал увидеть изможденного человека, едва ускользнувшего от смерти. Но – в комнату врывается коренастый, крепкий мужчина, грудь колесом, здоровый румянец, оглушительный голос, стремительные движения. Не снимая пальто, усаживается на подоконник, говорит быстро, хлопая себя по коленке и подкручивая лихие казацкие усы. У него военная выправка и хороший русский язык с легким малороссийским акцентом. Ничего поэтического и еще меньше – еврейского. Скорее всего – степняк-помещик из отставных военных. Такие люди хорошо говорят об окрошке. Милый Черниховский! В окрошке он ничего не смыслит. Он говорит исключительно о Гомере, об ассирийском эпосе, о книге Бытия и с жаром разоблачает литературные плагиаты, сделанные не менее трех тысяч лет тому назад. ... Поэтика Черниховского обогнала его самого: он еще в древности - она успела пройти все времена, вплоть до наших...» (В.Ходасевич, «О Черниховском»).

В 1931 году мечта Черниховского наконец сбылась: приняв предложение стать редактором словаря медицинских терминов, поэт переехал в Эрец Исраэль. Проработав на редакторском поприще четыре года, он получил должность школьного врача в Тель-Авиве. Последние семь лет Шауль Черниховский прожил в Иерусалиме, где к нему пришло окончательное и полное признание.

Шауль Черниховский не только открыл ивритоязычному читателю огромный пласт античной и мировой литературы – Гомер, Шекспир, Гёте, Лонгфелло, «Слово о Полку Игореве», «Калевала», но и раскрыл новые языковые возможности, продемонстрировав его пластичность во всём интонационном многообразии. Он также проложил путь новым для иврита поэтическим формам – сонету, идиллии, балладе... Мастерское владение гекзаметром стало поводом для остроумных почитателей называть Черниховского «Гомером».

На новых израильских банкнотах, входящих в обращение в нынешнем году, на фоне плодов и ветвей цитрусового дерева – портрет Шауля Черниховского и строки из стихотворения: «...весенний запах садов цитрусовых...».

ПЕСНЯ ОБ ОФРЕ

Галя Непомнящая, Израиль

Летний вечер,
Поздний вечер,
И над Офрой - тишина.
Нежно лечит,
Сладко лечит
Очень жёлтая луна.

И плывут куда-то звезды
С ветерками по пути,
Окунаю ноги в росы –
Не хочу домой идти.

Эта ночь
Открывает небеса!
Эта ночь –
Молодые голоса..
Эта ночь –
Тёплой халы аромат.
Шабат... Шабат...

Где запрятан этот рай для души?
Где доверчивая лань?
Расскажи...
Где пчела гудит про мёд,
До темна не устаёт,
Всё кружит?

Это там,
Где волшебная роса.
Это там,
Где родные голоса.
Это там,
Где Яков и где Рахель...

БРЕСЛАВСКИЙ ХАСИД *(рассказ)*

Марк Ингер

- Простите, а вы тоже еврей?

Я оторвал взгляд от книги рава Адина Штайнзальца, которую случайно обнаружил в книжном отделе «русского» магазина, и с любопытством посмотрел на задавшего вопрос мужчину. Лет шестидесяти пяти, небольшого роста, с буйной на зависть шевелюрой и большими, чуть удивлёнными, чуть грустноватыми светло-карими глазами, по которым евреи безошибочно определяют своих.

- Вы тоже, как я понимаю, не Иванов? – иронично ответил я.

- Конечно, конечно, какой разговор, - он расплылся в улыбке, - в нашем районе евреев почти нет, синагога на другом конце города, следовательно, - он развёл руками, - дефицит общения! Вы не торопитесь?

Я не торопился. К тому же он мне нравился.

- Слушайте, вы ведь из Украины?

- Совершенно верно.

- Я тоже. Из Умани. Вы знаете, чем знаменита Умань?

Я уже догадался, что речь пойдёт о Бреславском Ребе, но не сказал об этом, предвкушая интересный рассказ.

- Так вот, - начал с нескрываемым удовольствием мой собеседник, - рабби Нахман из Бреслава был правнуком по материнской линии самого Бааль Шем Това – основателя хасидизма. С детства он проявил такие необычайные способности, что уже вскоре стал мудрецом Торы и великим праведником, оставаясь при этом скромным человеком. Будучи очень бедным, рабби Нахман вынужден был продать всё своё имущество, чтобы посетить Святую Землю. Он провёл целую зиму в изучении древних книг по Каббале и в общении с каббалистами Палестины. «Всё, что я знал до поездки в Эрец Исраэль, не имеет никакого значения», - говорил он по возвращении на Украину. Прожив около восьми лет в Бреславе, рабби Нахман переехал в Умань. Почувствовав приближение смерти, он сказал своим последователям: «Я хочу остаться среди вас, и вы будете посещать мою могилу». Было великому цадику всего тридцать восемь лет. Ежегодно, в канун Рош-а-Шана, тысячи паломников приезжают к его могиле в Умани. Последние три года перед отъездом я подрабатывал сопровождающим в автобусах с паломниками, был гидом, так сказать. Бреславским хасидам, как вы понимаете, не надо рассказывать, кто такой был их Ребе. В мои обязанности входило встретить, помочь разместиться, какие-то бытовые вопросы решить. Я же был представителем еврейской общины, - не без гордости заметил он.

- На каком же языке вы общались с ними?

- На идиш, конечно! Он же у меня первый родной язык. Многое, само собой, подзабылось, но после первых нескольких поездок проблем в общении уже не было. Хасиды, кстати, когда слышат, что ты на идиш говоришь, сразу по-другому относиться начинают. Они же там думают, что мы в Союзе язык забыли, традиции. А мы, пожалуйста, и на мамэ лошн умеем, и вообще. Только вот однажды, - продолжал он, - история одна приключилась, которая в корне моё отношение к хасидам изменила, а заодно и о ценности человеческой жизни задуматься заставила. У нас ведь принято считать, что все эти ультраортодоксы только самих себя любят, но... ладно, ближе к делу.

... Дорога от бориспольского аэропорта прошла нормально, автобус наш уже въехал в Умань, оставалось каких-то десять-пятнадцать минут езды до гостиницы. На одном оживлённом перекрёстке мы остановились на красный свет, и внимание сидевшего слева от меня хасида привлёк мужчина средних лет, присевший на корточки под стеной дома через дорогу. Лицо мужчины было багрово-красным, распухшим, и в тот момент, когда светофор переключился на «жёлтый», мужчина повалился на бок. В этот же момент мой сосед слева вскочил, закричал на иврите и бросился к передней двери, отчаянно жестикулируя. Видя, что я не понимаю, он прокричал на идиш, чтобы его немедленно выпустили из автобуса. При этом автобус уже тронулся, и останавливаться посредине перекрёстка было невозможно. Отчаявшись добиться чего-то от меня, хасид подскочил к водителю, показывая знаками, что если тот сейчас же не остановится, он выбьет стекло и выпрыгнет на ходу. Наконец, метров через пятнадцать после перекрёстка автобус остановился, и хасид, не обращая внимания на мчащиеся с двух сторон машины, понёсся через дорогу к лежащему на асфальте человеку. Я, увлекаемый толпой остальных хасидов, устремился за ним. Когда мы перебежали улицу, хасид стоял на коленях возле лежащего, поддерживая его голову левой рукой, а правой шаря в кармане лапсердака. Лицо человека ещё больше опухло и приобрело синюшный оттенок. Глаза закатились. Было видно, что ему невероятно трудно дышать. Хасид что-то отрывисто выкрикнул, и кто-то сзади протянул ему маленький перочинный ножик. Он раскрыл его, померил пальцами что-то на шее у мужчины и быстро вонзил ему лезвие чуть пониже кадыка.

Я никогда не считал себя впечатлительным, но с этого момента всё пошло у меня перед глазами как в замедленной съёмке: вынутый из горла нож, вырвавшийся из раны со свистом и кровавыми пузырями воздух, хасид, спокойно раскручивающий шариковую ручку, вытряхивающий на асфальт стержень и вставляющий пластмассовую трубочку в отверстие раны. И ещё сильный ветер, катящий по тротуару чёрную хасидскую шляпу...

В местной газете написали потом про этот случай. Пострадавшего мужчину, оказывается, укусила не то пчела, не то оса, а он был аллергиком, и яд насекомого вызвал аллергическую реакцию в виде сильнейшего отёка, который пережал верхние дыхательные пути и через считанные минуты привёл бы к удушью. Единственный выход в таких ситуациях – это пробить трахею в определённом месте и вставить какую-нибудь трубку, обеспечив доступ воздуха в лёгкие, что и сделал хасид. Где он обучался медицине и каким образом смог так успешно применить свои знания на практике, осталось для меня неизвестным.

...Когда мы прибыли в гостиницу, и паломники разбирали свои сумки, я подошёл к этому парню. Ему было не больше двадцати пяти лет, он был оживлён и, казалось, напрочь забыл о происшедшем.

- Извините, я только хотел Вам сказать, - от волнения я начал путать идишистские и русские слова. – Я, вообще-то, нерелигиозный человек, и Талмуд не читал, но слышал, что в нём есть такие слова: «Тот, кто спасёт одну жизнь – спасёт весь мир». Сегодня Вы спасли мир.

Он внимательно посмотрел на меня, крепко пожал мою руку и пошёл догонять своих товарищей. Больше я его не видел. Вот такая история. Мы помолчали.

- Знаете, мне пора.

- Спасибо Вам за рассказ.

Он кивнул, и в его выразительных еврейских глазах было сейчас куда больше грусти, чем удивления. Мы попрощались.

Я смотрел вслед удаляющемуся пожилому человеку и думал о том, какая сила движет бреславскими хасидами, заставляя их в течение почти двухсот лет приезжать на могилу своего великого Ребе. Для того, чтобы быть с ним. Для того, чтобы молиться. Для того, чтобы спасти мир...

7 ноября 2005 года

Jiddische Dichter aus dem Ghetto Lodz:

Jerachmiel Briks (1912–1974)

„Die jiddische Literatur muss die Sprache und das Gewissen eines gejagten und geschundenen Volkes sein.“[1] (J. L. Perets)

Jerachmiel (Rachmiel) Briks wurde am 18. April 1912 in Skarżysko-Kamienna, Polen, geboren. Er wuchs in armen Verhältnissen als eines von acht Kindern auf. Sein Vater, Reb Toyve, war Chassid und ein Gelehrter, Kantor und Vorbeter in seiner Gemeinde. Jerachmiel erhielt sowohl eine traditionelle jüdische Erziehung als auch eine weltliche Bildung. Bereits im Alter von vierzehn Jahren musste er als Hutmacher und Anstreicher mit für den Lebensunterhalt der Familie sorgen. Als junger Mann kam Briks nach Lodz, wo er das Schauspielen lernte und mit den Gruppen *Ojfgang* (Aufgang) und *Lodscher jidischer teater studije* (Lodzer jüdische Theatergruppe) auftrat. Im Jahr 1937 erschien sein erstes Gedicht *Alejn* (Allein) in der Zeitschrift *Insl* in Lodz und zwei Jahre später, 1939, publizierte er seinen ersten Lyrikband *Jung grin maj* (Junger, grüner Mai) mit Gedichten polnischer Landschaftsbilder. Als die Deutschen Polen angriffen und besetzten, ging Briks nach Warschau, um bei der Verteidigung der Stadt zu helfen. Dort wurde er von den Besatzern gefangen genommen und musste acht Wochen in einem Gefangenenlager verbringen.[2] Nach seiner Freilassung suchte er noch im Jahr 1939 Mordechai Gebirtig (1877–1942) in Krakau auf. Er beschrieb diese Begegnung in seinen Memoiren *Di antlojfers. Fun gsise tsum leben* (Die Flüchtlinge. Von Agonie zum Leben). Gebirtig trug ihm sein Gedicht *S’brent* vor, von dessen rascher Verbreitung in den Straßen der Ghettos und in den Lagern Briks in seinen Erinnerungen schreibt. Gebirtig habe Herz und Seele seines Volkes in das Gedicht gelegt und daher habe es schließlich auch einen Volksliedcharakter erhalten. Allerdings war Briks damals, zum Zeitpunkt ihrer Begegnung, nicht mit Gebirtigs Pessimismus einverstanden. „1940 war ich Optimist […]. Später habe ich ein optimistisches Gedicht als Antwort geschrieben und es ihm gewidmet.“[3] Das Gedicht *Nischt farzwajflen* entstand 1940 im Ghetto von Lodz und wurde dort zum ersten Mal öffentlich vorgetragen. Damit brachte Briks seine Hoffnung und seinen Glauben an eine positive Zukunft zum Ausdruck.

Nicht verzweifeln

Es ist nur eine Windböe –
Verzweifle nicht mein Kind.
Wir sind alte Bäume, hoch und breit,
in der Erde verwurzelt
mit Kronen,
die die Welt schmücken;
starke Stürme
können uns
nur die Blätter abreißen,
die Zweige abbrechen,
aber nicht die Kronen.
Starke, tiefverwurzelte Bäume
kann der Wind nicht ausreißen,
nicht entwurzeln!
Wir sind ewige Bäume,
die der Welt nahrhafte Früchte bringen.
Wir werden ewig sein!
Es ist nur eine Windböe –
Verzweifle nicht mein Kind … [4]

An Simchat Tora 1942 lösten die Deutschen das Ghetto von Skarżysko auf und brachten alle Einwohner nach Treblinka. Dort wurde auch Jerachmiel Briks Familie ermordet, während er sich noch immer im Lodzer Ghetto befand.[5] Trotz der schwierigen Umstände im Ghetto setzte er seine schriftstellerische Arbeit fort und half bei der Organisation der Literatengruppe um die Schriftstellerin Miriam Ulinower, in der unter anderem Jesaja Spiegel, Simcha Bunim Schajewitch und Chawa Rosenfarb Mitglieder waren. Briks, der seine Texte an den Literaturabenden selbst vortrug, wurde schließlich, vermutlich wegen seiner unbequemen Texte, auf eine Deportationsliste gesetzt und erst durch das Einschreiten von Freunden wieder von dieser gestrichen.[6]

Als im August 1944 das Ghetto aufgelöst wurde, kam Jerachmiel Briks mit einem Transport nach Auschwitz. Wie aus vielen anderen autobiographischen Berichten bekannt, wurden auch ihm hier seine aufgeschriebenen Texte und Gedichte entrissen und zerstört. Damit er sie jedoch nicht verlor, memorierte er sie immer wieder, um sie bei Gelegenheit wieder aufschreiben zu können. Während der Zeit im Lager gelang es Briks jedoch nur einmal, ein Gedicht auf einen Papierrest zu schreiben; es hieß *Der gehongener* (Der Gehängte).[7]

Da Briks selbst noch jung und mehr oder weniger bei Kräften war, wurde er als Arbeitskraft zur Zwangsarbeit nach Deutschland gebracht. Er kam mit einem Transport nach Braunschweig, wo er für die Büssing-NAG, einen großen Kraftfahrzeughersteller, arbeiten musste. Im Lager Vechelde wurden in der ehemaligen Jutespinnerei Reifen für militärische Lastautos hergestellt.[8] Später wurden die jüdischen Gefangenen mit einem Fußmarsch zum KZ Watenstedt gebracht. Hier musste für die Stahlwerke Braunschweig, die *Reichswerke Herman Göring*, gearbeitet werden.[9] Nach einigen Wochen hieß es schließlich, man würde jüdische Zwangsarbeiter in die Schweiz bringen, um sie gegen verwundete deutsche Soldaten auszutauschen. Doch statt in die Schweiz wurden sie in das KZ Wöbbelin, ein Außenlager von Neuengamme, gebracht. In Baracken ohne Pritschen, ohne festen Boden, mussten sie in Erdlöchern liegen. In der Nacht zum 1. Mai 1945 versuchte die SS schließlich noch, die Gefangenen per Zug wegzubringen. Ein amerikanischer Tiefflieger bombardierte jedoch die Lok, so dass sie im Lager Wöbbelin blieben. Noch in der Nacht zum 2. Mai 1945 flüchtete das SS-Personal in ziviler Kleidung und ließ die Gefangenen zurück.[10]

Nach der Befreiung am 2. Mai 1945 und einem längeren Krankenhausaufenthalt in Bergen-Belsen brachte das Rote Kreuz Briks zur besseren Heilung nach Schweden. In den dortigen Krankenhäusern und Sanatorien hat er weiterhin geschrieben. Er übernahm kulturelle Aufgaben für die Überlebenden und war der offizielle Korrespondent des YIVO (*Jidischer wisnschaftlicher institut*) in Schweden. Das blieb er einige Jahre, in denen er in regem Briefkontakt stand mit dem Linguisten Max Weinreich (1894–1969), dem Gründer des YIVO. Briks sandte ihm Materialien über das jüdische Leben in Schweden. Zudem hat sich Jerachmiel Briks darum bemüht das „Zonabend-Archiv“, das wichtigste Archiv zur Geschichte des Lodzer Ghetto, dem YIVO zukommen zu lassen.[11] Der Namensgeber des Archivs, Nachman Zonabend, war Teil eines im Ghetto Lodz zurückgelassenen Aufräumkommandos, das dort Spuren verwischen sollte. Stattdessen hat er aber Materialien gesammelt und vor Ort sicher versteckt, damit sie wieder geborgen werden konnten. So hatte er „die Dokumente aus dem Archiv des Judenältesten“ im Januar 1945 retten können […], [er entschied] die Schriften nicht nur an *einem* Ort zur Aufbewahrung zu belassen. Während er den Großteil der Archivalien der Jüdischen Historischen Kommission übergab (der Vorgängerinstitution des heutigen Jüdischen Historischen Instituts in Warschau), versuchte er in den Jahren 1945 und 1946 Teile des geborgenen Materials ins Ausland zu schaffen, was aber zunächst misslang. Erst 1947 konnte Zonabend nach Schweden auswandern und die so außer Landes gebrachten Dokumente nach New York in das dortige YIVO-Institut und auch nach Yad Vashem (Israel) weitergeben“.[12]

Im März 1949 hat Max Weinreich schließlich Briks und seine Frau, zusammen mit ihren beiden kleinen Töchtern, nach New York gebracht. Er meinte, wenn Briks wirklich als jiddischer Autor aktiv sein wolle, dann müsse er in die USA kommen. Im November 1946 veröffentlichte Briks im *Kinder Journal,* unter der Leitung des Literaturkritikers Schmuel Niger (1883–1955), seine Geschichte *Berele in geto* (Berele im Ghetto). Seine Novelle *A kats in geto* (Eine Katze im Ghetto) wollte zunächst kein Verlag und keine Zeitschrift drucken. Schließlich ist es den Bemühungen des Dichters Abraham Reisen (1876–1953) zu verdanken, dass die Zeitung *Tog* (Tag) unter der Leitung von Ahron Zeitlin (1898–1973) im Oktober 1949 die Novelle als Fortsetzungsgeschichte veröffentlichte. Die Literaturkritik lobte Briks Text als einzigartig in der „Churbnliteratur“. Der jiddische Autor Mani Lejb (1883–1953) schrieb am 14. September 1950 an Briks: „Ihnen ist es gelungen, etwas Kunstvolles zu schaffen, das wegen der ausgezeichneten Geschichte tragikomisch ist, in der sich um eine Katze herum der größte jüdische Schmerz und größte Tragik entwickeln. Eine Katze im Ghetto bietet sich zur Dramatisierung und Aufführung an. […] Wenn Sie sie dramatisieren, kann es eine große Tragikomödie werden, die unser Unglück auf eine Weise symbolisieren wird, die die gesamte dokumentarische Literatur über unseren Churbn nicht erreichen konnte.“[13] Tatsächlich wird die Novelle in Auszügen auf der jiddischen Bühne szenisch umgesetzt, es entsteht ein Hörspiel für das Radio und schließlich schreibt der Fernsehautor Schimon Wincelberger eine Bearbeitung als Theaterstück mit dem Titel *The windows of heaven* (1962).[14]

Im Jahr 1952 erschien eine erste Sammlung von Briks’ Novellen unter dem Titel *Ojf kidesch haSchem* (Für die Heiligung des göttlichen Namens). Das Buch wurde ein großer Erfolg und innerhalb kurzer Zeit kam es in der vierten Auflage heraus. Darin enthalten ist die gleichnamige Titelgeschichte, außerdem *Berele in geto* und *A kats in geto*. 1959 wurde die Sammlung unter dem Titel „A Cat in the Ghetto“ in einer englischen Übersetzung von S. Morris Engel veröffentlicht.[15] Die Geschichte *Ojf kidesch haSchem*, von der Briks selbst sagte, sie hieße wohl besser *Ojf kidesch ha-Mentsch* (Für die Heiligung des Menschen), erzählt vom Schicksal einer Familie, deren Mitglieder in drei Generationen ihr Leben gaben, um das Leben anderer zu retten.[16]

Nach seinem ersten Gedichtband *Jung grin maj* schrieb Briks nur noch einen weiteren. Im Ghetto

Lodz verfasste er sein Poem *Geto-Fabrik 76*. Darin schilderte Briks die Arbeit und Atmosphäre in der chemischen Abfallverwertung, in der zusammengekehrte Reste aus den Bäckereien und Staub und Asche zu einem Likör für die Ghettoverwaltung vergoren wurden. Das Manuskript konnte Briks noch im Ghetto verstecken und später konnte es wieder ausgegraben werden. Heute ist es im Jüdischen Historischen Institut in Warschau archiviert. Publiziert wurde das Gedicht schließlich 1976, ohne dass Briks daran eine Veränderung vorgenommen hatte. Nach dem Krieg schrieb Briks ausschließlich Prosatexte über die Schoa; insgesamt sieben Bücher. Er blieb immer ein jiddischer Autor, der auch privat großen Wert darauf legte, dass seine Kinder Jiddisch sprachen. Seine Tochter Bella Briks-Klein erzählt in einem Interview des *Forwerts*, dass Englisch zuhause streng verboten war: „Ich erinnere mich, wie geduldig mein Vater war, wenn er mir allabendlich beibrachte Jiddisch zu lesen und zu schreiben, zu sprechen und zu singen. Ich verstand, wie wichtig Jiddisch für ihn war, und erinnere mich, wie er immer ein gestärktes Hemd mit Krawatte und Weste anzog, bevor er sich zum Schreiben hinsetzte, wie um seinen Helden, über die er schrieb, die gebührende Ehre zu erweisen.“[17]

In seinem Essay *Majn kredo*[18] schreibt Briks über seine literarische Arbeit und rechtfertigt seinen Schreibstil. Briks hat nach dem Überleben der Schoa ausschließlich Bücher über den *Churbn schlischi* (Die dritte Katastrophe) geschrieben. Sein Ziel war es, aktive Erinnerungsarbeit zu leisten und zu zeigen, was die Unterdrückung und Qualen durch die Nationalsozialisten aus den Menschen machten. Dabei war es nicht sein Ziel literarische Kunst zu schaffen. Der Schlüssel lag für ihn in der ehrlichen Einfachheit der Darstellung.

Wenn Briks darüber Auskunft gibt, was und wie er schreibt, nennt er zeitgenössische polnische und russische Autoren als Einflüsse, aber insbesondere die jiddische Literatur Scholem Aleichems und Mendele Mojcher Sforims und vor allem die Bibel. Die Megillot, Aggadot, Midraschim und nicht zuletzt die Prophetenbücher sind Texte, in deren Tradition er sein eigenes Schreiben einordnet. So bezeichnet Briks seine Novellen *Ojf kidesch haSchem* und *Berele in geto* als Megilla und auch *A Kats in geto* entstand unter tanachischem Einfluss.

Besonders charakteristisch für sein Schreiben ist die Satire und sein beißender Humor. Briks war der Meinung, man müsse über die Schoa mit Humor schreiben: „Denn ich habe gesehen, dass es in den Ghettos und Lagern Humor und Folklore gab. […] Die Juden wollten immer die schlimmsten antisemitischen Angriffe mit einem Witz zunichte machen. Seit die Juden gezwungen waren die Gewehre wegzulegen, war ihre einzige Waffe der beißende Witz.“[19] So erzählt ein Protagonist in *A kats in geto*, dass eine Frau ein Kind ohne Arme, Beine und sogar ohne Kopf bekommen habe. Der Arzt aber beruhigt sie, es sei doch alles in Ordnung, Hauptsache das Kind habe Schultern, *plejzes*. *Plejze hobn* hieß im Sprachgebrauch der Lodzer Ghettobevölkerung, auf Grund von Beziehungen zu entscheidenden administrativen Stellen der sogenannten jüdischen Selbstverwaltung Vorteile zu haben, wie eine zusätzliche Essensration, eine Arbeit in einem bestimmten Ressort und ähnliches. Die tragische Komponente dieses Witzes ist es, dass wegen der schlechten medizinischen Versorgung, Krankheiten, Unterernährung und anderen Faktoren oft missgebildete Kinder zur Welt gebracht wurden.

Der Midrasch und die Aggada sind, nach Briks, Folklore mit Moral. Er sah auch seine eigenen Schriften als Gemisch von historischen Fakten und Volkstümlichem. Wobei die Einfachheit der Erzählung bei ihm im Vordergrund stand, denn die Sprache sollte den Menschen entsprechen, die damals dort waren. So wie Scholem Aleichems Gedicht *Ojfn pripetschik brent al fajerl* zum Volkslied geworden ist, so sollten auch seine Geschichten Eingang ins Volk finden und weitererzählt werden. Zu diesem Zweck hatte er *A kats in Geto* aus verschiedenen Anekdoten kombiniert. Briks gelang es auf diese Weise, um eine Katze verschiedene Szenen zu bauen, die zusammen einen Eindruck von der gesamten Situation im Ghetto geben. Aufhänger der Geschichte ist eine Bekanntmachung der sogenannten Approvisationsabteilung im Ghetto Lodz, die da lautete: „Wer eine Katze bringt, der bekommt ein Brot von 2 Kilogramm.“ Alle sind nun begierig, eine Katze zu fangen und sich dafür einmal richtig satt essen zu können. Im Zentrum steht ein junger Mann, Schlojme Sabludowitsch, der in einer Abteilung arbeitet, die alte Kleidung und Betten der Deportierten wieder aufbereitet. Als eine Frau dort wirklich eine Katze fängt, macht sie ihm das Angebot mit ihm das Brot zu teilen, wenn er für sie zur Administration geht und die Katze eintauscht. Sabludowitsch willigt ein und träumt davon, satt zu sein. In Erwartung und Vorfreude auf ein Kilo Brot essen er und seine Frau an diesem Abend schon die Essensration des nächsten Tages auf. Die Nachricht von der gefangenen Katze macht in der Fabrik schnell die Runde und jeder versucht Sabludowitsch dazu zu überreden, das versprochene Brot mit ihm zu teilen. Als er schließlich die Katze eintauschen will, wird er jedoch von der zuständigen Person in der Verwaltung ausgelacht. Eine Katze? Die brauche man nicht, im Gegenteil. Dafür gebe es höchstens zehn Mark und das bei einem Einkaufspreis für Brot von mittlerweile 1800 Mark. Sabludowitsch nimmt bitter enttäuscht die Katze wieder mit, die ihm schließlich daheim unbeaufsichtigt noch fast das letzte Essen stiehlt. In der Fabrik glaubt man ihm nicht und hält ihn für einen Betrüger, der nicht teilen will. Alle im Arbeitsressort erheben Anspruch auf die Katze bzw. das Brot. Schließlich gibt Sabludowitsch die Katze seiner ersten „Geschäftspartnerin“ zurück, die diese allerdings laufen lässt, weil sie erkennt, dass damit wohl kein Gewinn zu erzielen ist.[20]

Die Katze wird gejagt, dann gehütet, schließlich gestohlen, wieder zurückgegeben und gefüttert. Um all diese Handlungen entstehen Begegnungen und Diskussionen, die so täglich im Ghetto vorkommen konnten. Bei Briks sind es immer die kleinen Geschichten von Einzelpersonen oder Familien, die stellvertretend für die Leiden aller stehen. Er wusste, dass er nicht fähig wäre, die Tragödie von Millionen Menschen so zu schildern, dass beim Leser ein emotionaler Bezug entsteht.[21]

In seinem Nachwort zur Novelle über den Vorsitzenden des Judenrates Mordechaj Chajm Rumkowski, *Der kejsser in geto* (Der Kaiser im Ghetto) schreibt Briks: „Ich habe mich bemüht, das wahre Leben im Lodzer Ghetto zu zeigen: die Leiden, Schmerzen, Verzweiflung – aber auch Zuversicht und Humor von ihrer guten und schönen Seite und von den größten Helden bis hin zu den Verrätern, die nicht der Versuchung unter dem Druck der Nationalsozialisten standhalten konnten. Vom Kind – bis zum Alten, (…) von der Unterwelt – bis zum Idealisten, Künstler und Parteifunktionär.“[22]

Für Briks ist es nicht entscheidend alles zu erzählen, was er gesehen oder erlebt hat. Er trifft eine gezielte Auswahl von Fakten, die symbolisch auch für größere Zusammenhänge in der Geschichte der Ghettos und Lager stehen können. Dieses Grundgerüst stattet er mit den Charakteren aus, die das alltägliche Leben im Ghetto nachzeichnen: „Ich male die Lebensgewohnheiten aus, beschreibe die Kleidung, die Herkunft der Menschen, ihre Sprache, ihre Psychologie.“[23] In seinen Erzählungen verschweigt Briks nichts, er stellt alle Auswüchse und Abgründe des menschlichen Handelns dar, wie sie sich unter den Ghetto- und Lagerbedingungen entwickelten. Ghettopolizei, Judenrat, Korruption und Verbrechen, alles findet sich in seinen Texten wieder. Dafür ist er häufig kritisiert worden, dies zeuge nicht von Liebe zum jüdischen Volk. Briks jedoch rechtfertigte sich: „Ich wollte zeigen, was der Nationalsozialismus, was jede Art von Diktatur, aus den Menschen machen kann und auf welche Art dies geschieht.“[24]

Dabei war der Dichter Jitzchak Katzenelson (1886–1944) sein großes Vorbild. So wie der Prophet Jeremia in seinen Klageliedern nicht verschweigt, dass eine Mutter in großer Not ihr eigenes Kind aufisst, so habe auch Katzenelson in seinem *Lied vom ermordeten jüdischen Volk* nicht die Grausamkeit innerhalb des eigenen Volkes verschwiegen. Dieses Poem war für Briks das *Ejcha,* das Klagelied, des dritten Churbn. So wie Jeremias Klagelieder heilig geworden sind und ihren festen Platz am Tischa Be'aw haben, so solle auch das Poem Katzenelsons einen ähnlichen Status erhalten.[25]

Vor allem wandte sich Briks gegen die Autoren, die die Schoa nicht durchlebt haben und trotzdem über sie schreiben. Darüber hinaus lassen sie Vorschriften verlauten, welche Art der literarischen Darstellung dem Sachverhalt angemessen sei und welche nicht. Gerade aus diesem Kreis kamen die oben erwähnten Kritiker seiner Werke. Briks bedauerte, dass zu viele Autoren ihre Meinung anpassen und gefallen wollen: „Die jiddische Literatur muss die Zunge und das Gewissen eines gejagten und gepeinigten Volkes sein. (J. L. Perets) Die jiddische Literatur muss auch die Fortsetzung unserer Wurzeln sein – des Tanachs und des Talmuds.“[26]

1 Rachmiel Briks: Ojf kidesh haSchem. Un andere dertsejlungen, New York 1952, S. 9.
2 Rachmiel Briks: Der kejsser in geto, New York 1961, S. I.
3 Rachmiel Briks: Di antlojfers fun gsise tsum leben, New York 1975, S. 149.
4 Ebd., S. 150.
5 Briks: Der kejsser in geto, S. I.
6 Krystyna Radziszewska: „Flaschenpost“ aus der Hölle. Texte aus dem Lodzer Ghetto, Frankfurt a.M. 2011, S. 135.
7 Briks: Der kejsser in geto, S. II.
8 Briks: Di antlojfers, S. 166ff.
9 Ebd., S. 202.
10 Ebd., S. 208.
11 Briks: Der kejsser in geto, S. I–IV.
12 Erwin Leibfried: Notizen zu den editorischen Prinzipien der „Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt“, in: Spiegel der Forschung Nr. 1/Juli 2008 Wissenschaftsmagazin der Justus-Liebig-Universität Gießen, S. 42–45.
13 Rachmiel Briks: Ojf kidesch haSchem. Un andere dertsejlungen, New York 1952, S. 93.
14 Briks: Der kejsser in geto, S. III.
15 Ebd.
16 Rachmiel Briks: Di papirene krojn, New York/Tel Aviv 1969, S. 195.
17 Sara-Rachel Schechter: Erscht trefn fun di kinder fun jidische schreiber, in: Forwerts, 5. August 2011.
18 Briks: Di papirene krojn, S. 187–199.
19 Ebd., S. 191.
20 Briks: Ojf kidesch haSchem, S. 94–132.
21 Briks: Di papirene krojn, S. 192.
22 Briks: Der kejsser in geto, S. 246.
23 Briks: Di papirene krojn, S. 193.
24 Ebd., S. 195.
25 Ebd., S. 189f.
26 Ebd., S. 198.

אַ קאַץ אין געטאָ

(דער אוצר)

אין די שפּייז־מאַגאַזינען פון לאָדזשער געטאָ זיינען געווען אַ סך מיז, וואָס האָבן אַ תל־געמאַכט פון די פּראָדוקטן. קיין סם האָט מען נישט געטאָרט אונטערלייגן, ווייל די מיז האָבן דאָס געקאָנט פאַרשלעפּן — האָט מען זיך דעריבער גענויטיקט אין קעץ. אָבער אין געטאָ זיינען דאָך קיין קעץ נישטאָ. די דייטשן האָבן פאַראָרדנט אונטער טויט־שטראָף, אַז יידן טאָרן נישט האָבן קיין שום הויז־חיה. אַזוי ווי מען האָט געשלאָסן די געטאָ, האָבן יידן געמוזט צושטעלן דער „קריפּאָ" (קרימינאַל־פּאָליציי) אַלע הויז־חיות, אפילו הינט און קעץ, און צוליב דעם גרויליקן הונגער זיינען די קעץ אַליין אָנטלאָפן פון געטאָ. און מען האָט אויך די קעץ אויפגעגעסן. פּלוצים האָט זיך פאַרשפּרייט אַ קלאַנג: „ווער עס וועט ברענגען אַ קאַץ — דער באַקומט אַ ברויט פון צוויי קילאָ!"

אַז יידן האָבן דערהערט די דאָזיקע נייס, איז אַלעמענס טרוים געווען צו כאַפּן אַ קאַץ.

— אַ קלייניקייט — אַ גאַנץ ברויט?!

(...)

— דו ווייסט דאָך, — האָט זאַבלודאָוויטש געפרואווט שפּאַסן, — אַז קעפּ זיינען איבעריק אין געטאָ, דער עיקר זיינען פּלייצעס... מען דער־ציילט, אַז עס האָט אַ פרוי געבוירן אַ קינד אָן הענט, אָן פיס און אָן אַ קאָפּ, האָט זי שטאַרק געוויינט, האָט זי דער דאָקטאָר געטרייסט: גענוג אַז דאָס קינד האָט פּלייצעס, וועט עס האָבן פון אַלעם גוטן...

— אַזוי איז עס שלמה. איך, וואָס באַזיץ פיר שפּראַכן און האָב גע־פירט די קאָרעספּאָנדענץ אין דער גרעסטער לאָדזשער ביוראָ, מוז היינט זיין אַ צוויי־פיסיק פערד, שלעפּן אַ וואָגן...

— אַז איך קוק אויף דיר, — האָט זאַבלודאָוויטש געזאָגט, — שניידט מיר ס'האַרץ! וואו איז דיין קיילעכדיק פּנים? מיר זיינען נאָך ביידע פאַר די פינף און צוואַנציק יאָר און ווערן שוין „קלאַפּסידערס" (טויט־שאַרבנס). אָבער — די מלחמה קען זיך יעדע מינוט ענדיקן! און ס'וויכטיקסטע: מאָרגן, חנהלע, וועלן מיר עסן ברויט צו דער זאַט! ברויט!

דאָ האָט זי אים געוואָלט טרייסטן, האָט זי אים מכבד געווען מיט דער קאָווע־מיסטונג. ער האָט דאָס אויפגעגעסן אַזוי ווי אַ שטיק שאָקאָלאַד, דער־נאָך האָט אים דאָס האַרץ נאָך שטאַרקער אָנגעהויבן צו טריקענען.

ער האָט זיך געהאַלטן אין איין טרייסטן אויפן קול:

— מאָרגן וועלן מיר עסן צו דער זאַט.

(...)

ביי דער אַפּראָוויזאַציע האָט זיך געשאַפן אַ גרויסע קופּע בעל־קנאה־ניקעס. דאָס געסל איז שוואַרץ געוואָרן. זאַבלודאָוויטש האָט זיך געטראַכט, אַז עס אַז אַ סכנה דאָ איצטער אַרויסצוקומען מיטן ברויט.

ווי אַ בלינדער איז ער אַ פאַל אַריין געגעבן אין פּאָרט־הויז פון דער אַפּראָוויזאַציע.

— וואו לויפט איר דאָ ווי אַ משוגענער? — האָט ער דערהערט אַ געשריי. עס האָט געדויערט אַ שיינע פּאָר סעקונדן, ביז ער האָט וועמען דערזען.

— איך דאַרף צום קעראָוניק (אָנפירער) הער שטשענשליווי, אָדער צום גאָספּאָדאַזש, — האָט זאַבלודאָוויטש געזאָגט אַ צעטומלטער.

— דער „גאָספּאָדאַזש"? — דאָס בין איך! וואָס ווילט איר?

— איך האָב געבראַכט אַ קאַץ.

— נו, וואָס ווילט איר פאַר איר?

— סטייטש וואָס איך וויל? אַ ברויט!

— כאַ־כאַ־כאַ! אַ ברויט? גיט מיר אַ ברויט, וועל איך אייך געבן צוואַנציק קעץ! ווער דאַרף קעץ? אונדז פעלן קעץ? מיר האָבן גענוג קעץ, פיר־פיסיקע און צוויי־פיסיקע! צען מאַרק קאָן איך אייך געבן פאַר איר. ווילט איר?

זאַבלודאָוויטש האָט געפילט, אַז ער זינקט איין. ער האָט געבעטן, אַז די ערד זאָל זיך אונטער אים עפענען.

צווייגן

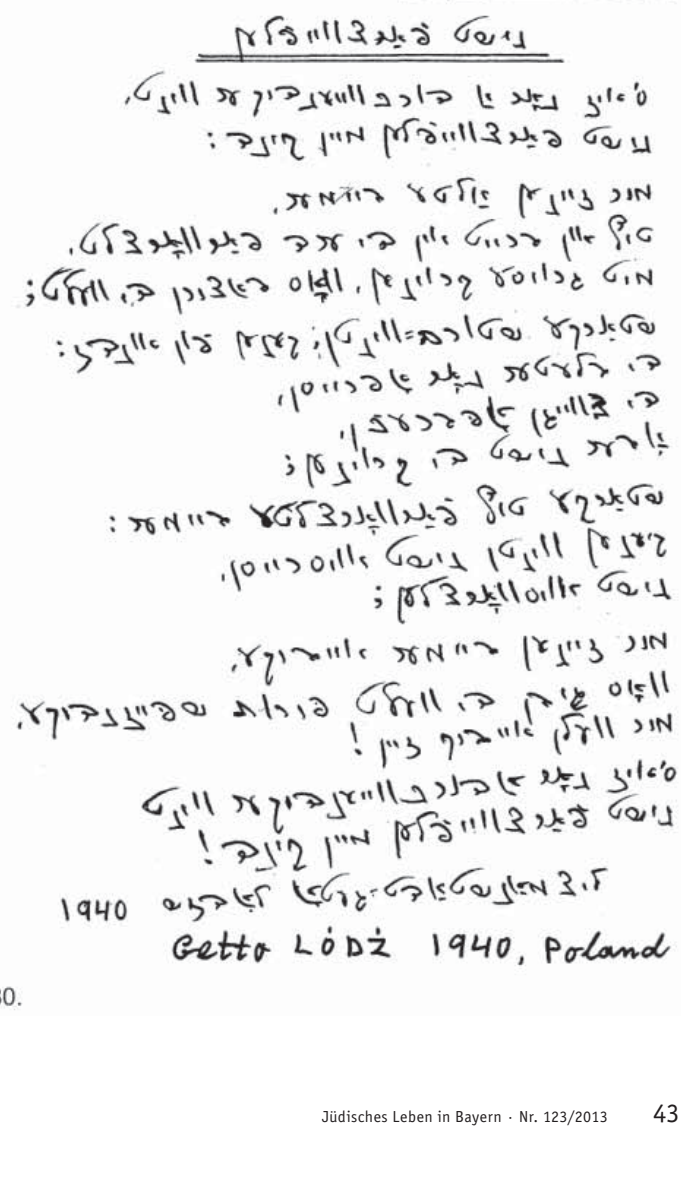
עס טרעפט: אַמאָל כאַפּט וועמען אַ פוריע,
ברעכט ער צווייגן פון ביימער,
און שליידערט זיי צו דער ערד;
אַזוי האָבן „זיי" אָראָפּגעבראָכן,
אונדזערע קינדער פון מאַמעס הענט,
געשליידערט צו דער ערד,
און צעשמעטערט!
עס טרעפט: אַמאָל, הייבט ווער אויף
אַן אָפּגעבראָכן צווייגל,
טראָגט זיך דערמיט אַרום,
און באַדויערט עס;
ווער קען אויפהייבן אונדזערע קינדער
און זיי באַדויערן
קיינער! קיינער! קיינער!

[לאָדזשער געטאָ, 1942]

Rachmiel Briks: Ojf kidesh haSchem. Un andere dertsejlungen, New York 1953, S. 94 , 106
Bild gezeichnet von Raphael Soyer, in: Rachmiel Briks: Geto-fabrik 76. poeme, New York 1967, S. 53.

געטאָ־פאַבריק 76

קלינג־קלאַנג,
קלינג־קלאַנג
קלינגט ווילד,
שטאָלענער קלאַנג;
אַלע וואַרפן די אַרבעט.
אַ געלויף פון באַטריב אין הויף,
איינער איבער דעם צווייטן שפּרינגט,
כאַפּנדיק די טעפּ, לויפנדיק געשווינד.
אַ גערודער,
אַ געפילדער.
אַ געשטופּ,
אַ געשטויס
און שוין שטייט אַ ריי גרויס.
ס׳פליען שיסלען, ס׳פליען טעפּ
איבער הענט, איבער קעפּ,
ווילד אויגן בליצן,
מערדעריש ציינער קריצן,
ס׳גרילצן יעלות
אויסגעהונגערטע ווילדע חיות.

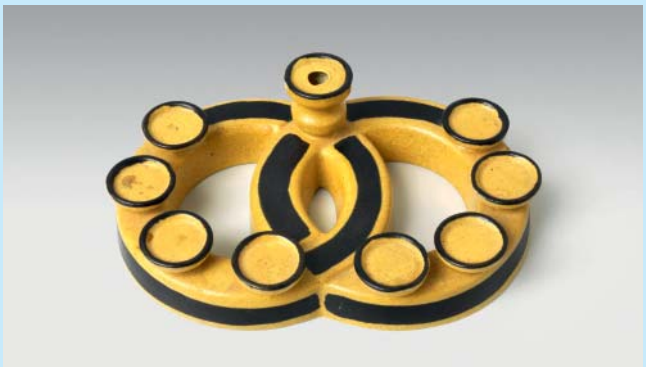


נישט פאַרצווייפלען

ס׳איז נאָר אַדורכווייענדיקער ווינט —
נישט פאַרצווייפלען מיין קינד...
מיר זיינען אַלטע ביימער, טיף און ברייט,
אין דער ערד פאַרוואָרצלט,
מיט גרויסע קרוינען, וואָס באַצירן די וועלט.
שטאַרקע שטורעם־ווינטן קענען פון אונדז:
די בלעטער אָפּרייסן,
די צווייגן אָפּברעכן,
אָבער נישט די קרוינען!
שטאַרקע טיף־פאַרוואָרצלטע ביימער:
קענען ווינטן נישט אויסרייסן.
נישט אויסוואָרצלען!
מיר זיינען ביימער אייביקע,
וואָס גיבן דער וועלט פירות־שפּייזנדיקע,
מיר וועלן אייביק זיין!
ס׳איז נאָר אַדורכווייענדיקער ווינט —
נישט פאַרצווייפלען מיין קינד...

[געשריבן אין לאָדזשער געטאָ, 1940]

Rachmiel Briks: Getto-Fabrik 76. Poeme, New York 1967, S. 75f., 80.



Ungewöhnliche Chanukka-Leuchter. Beachten Sie dazu auch die Beiträge auf den Seiten 4 und 16.
Fotos: Jüdisches Museum Fürth (5) und Jüdisches Museum Berlin (2 unten).